

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

— Band 14  
— 1974



VERLAG ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung in Münster/Westfalen unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS  
Redaktionelle Arbeiten: Dr. IRMGARD SIMON

44 Münster, Magdalenenstr. 5

© Aschendorff, Münster Westfalen, 1975 · Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks,  
der tontechnischen Wiedergabe und der Übersetzung. Ohne schriftliche  
Zustimmung des Verlages ist es auch nicht gestattet,  
dieses urheberrechtlich geschützte Werk oder Teile daraus in einem  
photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter  
Verwendung anderer, wie z. B. elektronischer, hydraulischer, mechanischer usw.  
Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1975

Inhalt des 14. Bandes (1974)

WILLY SANDERS	Deutsch, Niederdeutsch, Niederländisch Zu J. GOOSSENS: Was ist Deutsch – und wie ver- hält es sich zum Niederländischen? . . . . .	1
HARTMUT BECKERS	Ein vergessenes mittelniederdeutsches Artusepos- fragment (Loccum, Klosterbibliothek, Ms. 20)	23
TIMOTHY SODMANN	Paderborner Sachsenspiegelfragmente . . . . .	53
ROBERT PETERS	Die mnd. Gedichte der Paderborner Hs. Sa 8 aus Böddeken Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Brüder Conrad und Engelbert van der Wyck aus Münster	59
JAN GOOSSENS	Ein Lemgoer Chytraeus-Druck aus dem Jahre 1585 . . . . .	76
CLAUS SCHUPPENHAUER	Lüttj Hinnerks Tod – Schicksal, Unfall oder Tot- schlag? Über soziale Kontrolle in einer Dorfgesellschaft	81
GABRIELE GEBAUER, MICHAEL TÖTEBERG	Ideologische Werte und Rezeption der Werke Rudolf Kinaus . . . . .	105



## Deutsch, Niederdeutsch, Niederländisch

Zu J. GOOSSENS: Was ist Deutsch – und wie verhält es sich zum Niederländischen?\*

*Hugo Moser zum 19. Juni 1974*

Wer 'Deutsch' und 'Niederdeutsch' nebeneinander verwendet, ist sich meist darüber im klaren, daß diese Begriffe in einem Verhältnis von Oberbegriff und Konstituente stehen; sollte er allerdings 'Deutsch' spezieller im Sinne unserer Hoch- und Schriftsprache als 'Hochdeutsch' verstehen, so kompliziert sich sogleich der Sachverhalt, insofern das Niederdeutsche dann nur noch auf der Ebene der ja gleichfalls bestehenden hochdeutschen Mundarten vergleichbar ist. Ebenso klar sollte sein, daß das Niederländische den Rang einer eigenen Hoch- und westlichen Nachbarsprache des Deutschen einnimmt (seine Nennung in einem Atemzug mit 'Niederdeutsch' muß also eigentlich ungerechtfertigt erscheinen).

Hier besteht indes, aufgrund historischer Gegebenheiten und ihrer zum Teil unrichtigen Interpretation, ein von vielen Niederländern empfindlich registriertes deutsches Vorurteil, „das Niederländische sei eine Art Deutsch oder wenigstens irgendwie aus dem Deutschen entstanden“<sup>1</sup>. GOOSSENS sieht – mit J. LEENEN<sup>2</sup> – die Ursache dieser Fehlauffassung in einem falschen Schluß von früherer Namenidentität auf Sachidentität der Sprachen und setzt dem die These entgegen, Deutsch und Niederländisch seien kontinentalwestgermanische Schwestersprachen. Das Problem des Verhältnisses von 'Deutsch' und 'Niederländisch', worin auch das Niederdeutsche eine nicht unkomplizierte Rolle spielt, hat demnach erstens eine terminologische (1.) und zweitens eine sachliche Seite, die man in ihren synchronen (2.) und diachronen (3.) Aspekt aufteilen kann.

\* Diese Broschüre, die in der von der Kgl. Niederländischen Botschaft herausgegebenen Reihe 'Nachbarn' als Nr. 11 erschienen ist, (Bonn) 1971, 1973, hat in der deutschen Germanistik eine lebhafte Diskussion ausgelöst. So veranstalteten u. a. die Professoren H. Moser und W. Besch, Bonn, im Sommersemester 1972 ein Oberseminar zur „Begriffsbestimmung des Wortes 'deutsch' seit dem Mittelalter“; dem Folgenden liegt ein dort am 16. Juni 1972 gehaltenes Referat zugrunde, das für den Druck umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen wurde.

<sup>1</sup> J. GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 20f. (gemäß sprachwissenschaftlichem Usus schließt 'Niederländisch', wo es im weiteren zur Bezeichnung von Sprache und Sprachraum dient, stets die 'südniederländischen' Provinzen Belgiens mit ein).

<sup>2</sup> *Taal of Tongval?*, *Taal en Tongval* 3 (1951) 49–66; vgl. GOOSSENS S. 23.

## 1. Zur Terminologie

Grundlage des umstrittenen 'Deutsch' ist das latinisierte *theodiscus* (germ. \**þeudisk*, Adjektiv zum Stamm \**þeud-* 'Volk'), das – vorher wohl in einem bestimmten Bereich des Westfränkischen als Name für die germanischen Nachbarn üblich geworden – vermutlich von Karl dem Großen offiziell als zusammenfassende Bezeichnung der verschiedenen Stämme und auch Sprachen innerhalb des fränkischen Großreichs eingeführt ist<sup>3</sup>. In *lingua theodisca* bedeutete also, ohne jede einzelsprachliche Festlegung, so viel wie 'in der Volkssprache', und zwar in der germanischen Volkssprache<sup>4</sup>. Die Bezeichnung versteht sich im Gegensatz zu dem als normal und höherrangig betrachteten Lateinischen. Die älteste begriffliche Opposition im Sprachbereich – und es handelt sich dabei deutlich um eine sprachsoziologische Opposition – lautet also Deutsch – Latein.

Die erste faßbare sprachgeographische Differenzierung der älteren Zeit im Bereich des „Kontinentalwestgermanischen“ bietet die relativ grobe mittelalterliche Zweiteilung in Sprache der Oberländer und Niederländer; im 13. Jh. gilt als allgemein bekannt, *daz die niderlender unde die oberlender gar ungelich sint an der sprache . . .*<sup>5</sup>. K. MEISEN hat diese Begriffsbildung in einer grundlegenden Studie untersucht<sup>6</sup> und festgestellt, daß ihr ursprünglich ein in der Topographie Deutschlands mit seinem flachen Norden und gebirgigen Süden begründeter und damit rein geographischer Gegensatz zugrunde liegt. Dies impliziert, daß eine sprachlich fundierte Grenzziehung zum Oberländischen hin nicht auszumachen ist und das mittelalterliche 'Niederländisch' als Bezeichnung des gesamten flachen Nordwestens und Norddeutschlands das Niederländische und Niederdeutsche heutigen Sinnes subsumiert. Eine genauere Differenzierung unter letzteren fiel offenbar schwer, wenn es erlaubt ist, eine *Helmbrecht*-Stelle in dieser Weise zu interpretieren; als

<sup>3</sup> Hier sei summarisch verwiesen auf den Sammelband: *Der Volksname Deutsch*, hrg. von H. EGGERS (Wege der Forschung, 156), Darmstadt 1970; ferner K. MATZEL, *Karl der Große und die lingua theodisca*, Rh.Vjbl. 34 (1970) 172–189.

<sup>4</sup> Die romanische Volkssprache wurde davon ausdrücklich unterschieden als *rustica Romana lingua* (nach einer Formulierung auf der Synode von Tours, a. 813); vgl. zu diesem Aspekt mit weiterer Literatur W. SANDERS, *Der germ. Anteil an den Reichenauer Glossen*, Rh.Vjbl. 33 (1969) 423–461.

<sup>5</sup> *Berthold von Regensburg*, hrg. von F. PFEIFFER, Wien 1862 (Neudruck Berlin 1965), I, S. 250, 38f.; vgl. dazu O. BEHAGHEL, *Niderlender und Oberlender*, PBB 42 (1917) 560.

<sup>6</sup> *Niderland und Oberland*, Rh.Vjbl. 15/16 (1950–51) 417–464.

sich der junge Helmbrecht bramabasierend fremder, darunter auch nicht-lautverschobener Sprachbrocken bedient, vermutet ein Knecht mit – wie es scheint – linguistisch geschultem Ohr: *‘als ich von im vernomen hân, sô ist er ze Sabhen oder ze Brâbant gewahsen’*<sup>7</sup> – spricht er also, modern übersetzt, Niederdeutsch oder Niederländisch.

Daß man kein großes Aufheben um die auch im Mittelalter sicherlich bestehenden Unterschiede zwischen den jetzt niederdeutschen und niederländischen Mundarten machte, kann angesichts der allgemeinen dialektalen Vielfalt in den damaligen *lantsprâchen* kaum verwunderlich erscheinen. Hugo von Trimberg verdanken wir (um 1300) eine Aufzählung bestimmter Spracheigenarten in den deutschen Landschaften, bei den Schwaben, Franken, Thüringern, Sachsen, Rheinleuten, Wetterauern, Meißnern, Egerländern, Österreichern, Steiermärkern und Kärntnern<sup>8</sup>. Nicht bei den Flamen, Brabantern oder Holländern? wird man fragen. Diese fallen bei Hugo, da die nicht deutschsprachigen Nachbarn namentlich aufgeführt sind, eindeutig unter die summarische Zusammenfassung, daß Westfalen und manche andere unter den *tiutschen landen* ungenannt blieben. Das heutige Niederländische zählte also nach damaliger Anschauung zu den zwar untereinander recht verschiedenen, doch immerhin ‘deutschen’ Landsprachen – zu den *etleicher dâutsch*, wie es Konrad von Megenberg (Mitte des 14. Jh.s) formuliert hat<sup>9</sup>. Für die übergreifende Zweiteilung in ‘Oberländisch’ und ‘Niederländisch’ ließen sich aus den spätmittelalterlichen Jahrhunderten und noch späterhin zahlreiche Belege beibringen; Luther etwa betont 1545, er bediene sich „der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niderlender, verstehen mögen“<sup>10</sup>.

Wenn sich im Mittelalter aber dieses ‘Niederländisch’ in keiner Weise mit dem modernen Begriff ‘Niederländisch’ deckte und ‘Niederdeutsch’ noch gar nicht existierte, ist nach den damals in diesen Bereichen verwendeten Sprachbezeichnungen zu fragen. Im älteren Niederländischen,

<sup>7</sup> *Helmbrecht*, hrg. von F. PANZER – K. RUH (Adt. Textbibl., 11), Tübingen 1968, V. 745 ff. Die Passage *liebe sâze kindekîn* führt zu dem dezidierten Schluß: *‘er mac wol ein Sabse sin’*; andererseits wird gerade diese Stelle V. 717 ff. als „vlâmen“ in Anspruch genommen (K. RUH, Einleitung, S. XXII; Wort- und Sacherklärungen, S. 85).

<sup>8</sup> *Der Renner des Hugo von Trimberg*, hrg. von G. EHRISMANN, Tübingen 1908–11; vgl. den Abschnitt *Von manigerleie sprâche*, V. 22253 ff.

<sup>9</sup> *Das Buch der Natur*, hrg. von F. PFEIFFER, Stuttgart 1861 (Nachdruck Hildesheim 1962), S. 224, 13; 324, 14; 383, 5.

<sup>10</sup> Vgl. H. MOSER, *Dt. Sprachgeschichte*, Tübingen 1969, S. 144.

dem 'Mittelniederländischen', galt – seit Heinrich von Veldeke – *du(u)tsch* bzw. als westliche Variante, die sich aufgrund einer dort generell erfolgten besonderen Lautentwicklung des germanischen *eu* erklärt, *dietsch*<sup>11</sup>; der Wortkörper ist zwar mit unserem *Deutsch* identisch, meint jedoch im Bewußtsein einer höheren, gegen das Lateinische, „Welsche“ usw. abgrenzenden Einheit die jeweilige flämische, brabantische, limburgische usw. Volkssprache. Der heutige, eine Kontinuität des alten 'Niederländisch' vortäuschende Sprachbegriff 'Nederlands' findet seine erste, sich eindeutig auf die dortige Sprache beziehende Erwähnung auf niederländisch-belgischem Boden in einem Antwerpener Druck von 1518: *in onse ghemeene nederlantsche tale*<sup>12</sup> (in älteren Belegen der Jahre 1482 und 1514 wird das Paar *overlantsch* – *nederlantsch* nur den bekannten, auch im Deutschen üblichen Allgemeinunterschied wiedergeben). Erst 1815 im Gefolge des Wiener Kongresses wurde 'Nederlands' für das gleichzeitig politisch geschaffene Staatsgebilde des Königreichs der Niederlande (1830 verselbständigte sich das Königreich Belgien) zum amtlichen Ausdruck. Die mehr oder weniger künstliche Einführung spiegelt sich in zweifacher Hinsicht: extern darin, daß die Nachbarn das Niederländische als *Dutch*, so die Engländer, oder *Holländisch*, so die Mehrzahl der Deutschen, bezeichnen; intern darin, daß bei den Niederländern selbst noch heute die Volkssprache meist im Süden *Vlaams*, im Norden *Hollands* genannt wird<sup>13</sup>.

<sup>11</sup> Da zur Geschichte der nl. Sprachbezeichnungen eine umfangreiche Literatur vorliegt, kann ich mich im Verweis auf diese kurz fassen: G. A. R. DE SMET, *Die Bezeichnungen der nl. Sprache im Laufe ihrer Geschichte*, Rh. Vjbl. 37 (1973) 315–327; W. DE VREESE, *Over de benamingen onzer taal, inzonderheid over Nederlandsch*, Verslagen en Mededeelingen van de Kon. Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde 1909, S. 417–592; E. VERWIJS, *Dietsc, Duutsc*, in: *Taalkundige Bijdragen* I, Haarlem 1877, S. 217–232; TH. WEEVERS, *The Use of dietsch and duutsch in Middle Dutch Historical Works between 1280 and 1450*, London Medieval Studies 1 (1939) 354–381; W. BREUER, *'Dietsch' und 'duutsch' in der mnl. Literatur*, Rh. Vjbl. 37 (1973) 328–347; F. PRIMIS, *De naam onzer taal in de jaren 1480|1540, inzonderheid te Antwerpen*, Verslagen en Mededeelingen 1939, S. 275–282; F. CLAES, *De benaming van onze taal in woordenboeken en andere vertaalwerken uit de zestiende eeuw*, Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 86 (1970) 288–301; J. GOOSSENS, *Laatste resten van Duits en Diets als benamingen voor de volkstaal in de Vlaamse dialecten*, Leuv. Bijdragen 55 (1966) 85–102; J. L. PAUWELS, *Moelijkheden met de benaming van onze taal*, in: *Handelingen van het 24<sup>e</sup> Vlaams Filologencongres*, Leuven 1961, S. 9–24, auch in: DERS., *Verzamelde Opstellen*, Assen 1965, S. 15–30.

<sup>12</sup> Vgl. auch zum folgenden DE SMET, Rh. Vjbl. 37, S. 319.

<sup>13</sup> Vgl. J. GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 24; historisch erläuternd DE SMET, Rh. Vjbl. 37, S. 325f. FERNET PAUWELS (wie Anm. 11).



Das 16. Jahrhundert hat eine Umschichtung im Bereich der historischen Sprachbezeichnungen gebracht. Für das Niederländische wird nun nicht mehr *duutsch* bzw. *dietsch* verwendet, die bis auf mundartlich fortlebende Reste abkommen; an ihre Stelle tritt ein modifizierendes 'Niederdeutsch' im Gegensatz zu 'Hochdeutsch'. Dies waren bis dahin noch nicht bestehende Begriffe, da für das ältere Niederdeutsche, das 'Mittelniederdeutsche', regelmäßig *sassesch* (allenfalls unterschieden *sassesch* und *westfelesch*) gebraucht wurde und erst später daneben andere Benennungen wie *nedderlendesch*, *nedderdudesch* usw. auftraten<sup>14</sup>. Die Aufspaltung in 'Hochdeutsch' und 'Niederdeutsch' hat sich offensichtlich durch Übertragung der alten Opposition von 'Oberländisch' und 'Niederländisch' auf das Grundwort *Deutsch* ergeben. Die älteste Bezeugung findet sich in einem holländischen Gebetbuch von 1457: es ist *van den hoghen duutsche* (in einer anderen Handschrift *uten ouerlantschen duutsche*) *int nederduutsche* übertragen<sup>15</sup>. Die nordwestliche Entstehung könnte sich vielleicht in der Bildweise mit 'Hoch-' andeuten; das genauer entsprechende 'Oberdeutsch' tritt erst viel später – seit 1574 bei Jacob Oelinger – in Süddeutschland auf<sup>16</sup>. Während im deutschen Bereich *hochduutsch* erstmals 1470 im Munde eines Westfalen (dann 1493 in Straßburg) und 'Niederdeutsch' – latinisiert – 1482 in einer Bremer Urkunde (*in vulgari Almanico Basso*) überliefert sind<sup>17</sup>, hat sich im niederländischen Sprachgebiet *nederduits* (-*duytsh* u. ä.) seit dem 16. Jh. immer stärker – auch gegen das zeitweise konkurrierende *nederlands(ch)* – durchgesetzt<sup>18</sup>; gleichzeitig ist auf ein im Zusammenhang mit dem Freiheitskampf der Generalstaaten wachsendes Nationalbewußtsein, verbunden mit einem sprachlichen Zusammengehörigkeits- und Selbständigkeitsgefühl, hinzuweisen. Nach DE SMET könnte hierin einer der Gründe zu sehen sein, weshalb man

<sup>14</sup> Zusammenfassend R. PETERS, *Mnd. Sprache*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur I*, hrsg. von J. GOOSSENS, Neumünster 1973, S. 66; ferner W. FOERSTE, *Geschichte der nd. Mundarten*, in: *Dt. Philologie im Aufriß I*, Berlin 1957, Sp. 1794; AGATHE LASCH, *Sassesche sprake*, Zs. f. Deutschkunde 34 (1920) 8–19.

<sup>15</sup> N. VAN WIJK, *Hochdeutsch, Niederdeutsch*, ZfdW 12 (1910) 239f.; vgl. auch K. SCHULTE KEMMINGHAUSEN, *Hochdeutsch – Niederdeutsch – Plattdeutsch*, in: *Niederdeutsch. Ein Handbuch zur Pflege der Heimatsprache*, hrsg. von R. MEHLEM – W. SEEDORF, Hannover 1957, S. 17–20.

<sup>16</sup> F. KLUGE – W. MITZKA, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1967, s. v. *oberdeutsch*; für die spätere Zeit E. LESER, *Fachwörter zur dt. Grammatik von Schottel bis Gottsched (1641–1749)*, ZfdW 15 (1914) 10.

<sup>17</sup> DWB IV, 2, Leipzig 1877, Sp. 1610; A. SOCIN, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*, Heilbronn 1888, S. 173f.; CH. WALTHER, Nd. Kbl. 2 (1877) 25.

<sup>18</sup> Auch zum folgenden DE SMET, Rh. Vjbl. 37, S. 322ff.

später (1815) *Nederlands* zum offiziellen Sprachausdruck erhob, erlaubte dieser es doch, „das Niederländische deutlich vom Niederdeutschen abzuheben“<sup>18</sup>. Denn man darf nicht außer acht lassen, daß mittlerweile Justus Georg Schottel, die im 17. Jh. maßgebende Autorität auf dem Gebiet der Sprachgelehrsamkeit, eine grundlegende Unterscheidung des Deutschen in die *HochTeutsche Sprache*, die zur Geltung der deutschen *Haupt- und Ertzsprache* gelangt sei, und in die *NiederTeutsche Sprache* mit den nicht-lautverschiebenden norddeutschen (und niederländischen) Mundarten vorgenommen hatte<sup>19</sup>, worin ihm J. Grimm und die germanische Sprachwissenschaft gefolgt sind.

Wir fassen die Betrachtung von diesem sprachterminologischen Standpunkt aus zusammen: Während die weiträumigen Unterscheidungen ‘Oberländisch’ – ‘Niederländisch’ und folgend ‘Hochdeutsch’ – ‘Niederdeutsch’ über eine historische Fundierung verfügen, ist die letzterwähnte Differenzierung ‘Niederländisch’ – ‘Niederdeutsch’ jungen Datums und offenkundig sprachpolitisch begründet. Nach älterer Auffassung bildeten die niederländischen und niederdeutschen Mundarten eine Einheit oder gehörten jedenfalls sprachlich enger zusammen als die nieder- und hochdeutschen Mundarten. Allerdings stellt sich die prinzipielle Frage, inwieweit derartige Sprachanschauungen früherer Jahrhunderte, die wir gerne als „vorwissenschaftlich“ qualifizieren, eine verbindliche Grundlage für die moderne Beurteilung abgeben können. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die neuere Sprachwissenschaft mit anderen Sprachbezeichnungen operiert, z. B. ‘Altniederfränkisch’, ‘Mittelniederländisch’, ‘Neuhochdeutsch’ usw.; diese sind völlig anderer Art, nämlich terminologische Konstrukte, die zeitliche, räumliche und sprachtypologische Definitionskriterien enthalten<sup>20</sup>.

Aus der Sicht von GOOSSENS müssen die vorstehenden Überlegungen freilich relativ nutzlos, weil wenig oder gar nichts zur Klärung des Grundproblems beitragend, erscheinen: Gerade die ursprüngliche Bedeutungsambivalenz des Wortes *Deutsch*, die begrifflich-sachliche Diskrepanz, die sich in seiner Anwendung auf mehrere verschiedene Sprachkomplexe manifestiert, stellt ja seiner Meinung nach die Wurzel des Übels dar. Sprachbezeichnungen sind konventionell und damit willkürlich; nicht sie, sondern die realen Sprachverhältnisse entscheiden.

<sup>18</sup> Vgl. J. G. SCHOTTELIUS, *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache (1663)*, hrsg. von W. HECHT (Dt. Neudrucke), Tübingen 1967, 10. Lobrede S. 152 u. ö.

<sup>20</sup> Auf Einzelheiten wird in anderem Zusammenhang (S. 10ff.) eingegangen.

## 2. Gegenwartsstatus

In diesen realen Sprachverhältnissen, soweit sie das hier behandelte Deutsche (mit Einschluß des Niederdeutschen) und Niederländische betreffen, gibt es einen Fixpunkt: Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die moderne niederländische Hochsprache, das sog. A(lgemeen) B(e-schaaft) N(ederlands), eine eigenständige, in sich komplette und genormte, international anerkannte westeuropäische Kultursprache darstellt. Selbstverständlich gilt dasselbe auch für die deutsche Hochsprache, wogegen das Niederdeutsche nicht den Rang einer eigenen Sprache beanspruchen kann, sondern lediglich als „Sammelbezeichnung für eine Reihe von Dialekten“ fungiert<sup>21</sup>; ‚Niederdeutsch‘ läßt sich also nur auf der Mundartebene mit den hochdeutschen und niederländischen Dialekten vergleichen.

Etwas schwieriger, aber doch ohne weiteres entscheidbar scheint mir die weitere Frage, wie es mit der Selbständigkeit auch der heute niederländischen (einschließlich der südniederländischen) Mundarten steht. Für ihre Beurteilung stützt GOOSSENS sich auf zwei definitonische Kriterien von allgemeiner Geltung:

- (1) Überdachung der Mundarten durch eine Hochsprache,
- (2) Verwandtschaft untereinander und mit der Hochsprache<sup>22</sup>.

Das erste Kriterium ist – unter dem linguistischen Stichwort ‚Diglossie‘ – sprachsoziologischer Art, das zweite – Verwandtschaft (bzw. Bruchstelle, d. h. Nicht- oder jedenfalls ein merklich differierender Grad von Verwandtschaft) – sprachtypologischer Art. Das Verwandtschaftskriterium ist insofern problematisch, als man weiß, daß die Übergänge zwischen Mundarten zusammengehöriger Sprachkomplexe in der Regel fließend sind. Die erzählerische Inszenesetzung dieses dialektologischen Faktums findet man in der phantastischen Mundarterwanderung eines englischen Reisenden, wie sie K. HEEROMA geschildert hat<sup>23</sup>: Dieser fiktive Sprachtourist muß am Ende seiner Reise von Dünkirchen nach Danzig, da er keine abrupten Sprachgrenzen zu überwinden hatte, zu dem Schluß gelangen, daß „alle ‚niederländischen‘ Mundarten in Belgien und den Niederlanden und alle ‚niederdeutschen‘ Mundarten in Nord-

<sup>21</sup> H. J. GERNENTZ, *Niederdeutsch – gestern und heute*, Berlin 1964, S. 72.

<sup>22</sup> Vgl. insbesondere J. GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 13f., 19f.; DERS., *Nd. Sprache – Versuch einer Definition*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur I*, S. 10ff., wo zusätzlich das Kriterium der „Bruchstelle in der Sprachlandschaft“ eingeführt wird. Zum Grundsätzlichen ferner DERS., *Wat zijn Nederlandse dialecten?*, Groningen 1968; *De definitie van Nederlandse dialecten*, Tijdschrift 88 (1972) 45–50.

<sup>23</sup> *Niederländisch und Niederdeutsch* (Nachbarn, 2), (Bonn) 1970, S. 7ff.

deutschland typologisch miteinander verwandt sind“<sup>24</sup>. Im Hinblick auf den eigentlichen Übergang zwischen dem Niederländischen und Niederdeutschen – wohlgermerkt im Mundartbereich – stellt auch GOOSSENS fest, daß es zwischen den ostniederländischen und nordwestlich-deutschen Dialekten keine Bruchstelle gebe<sup>25</sup>.

Daraus folgt mit aller Klarheit, daß das Kriterium „Verwandtschaft“ in der Fragestellung Deutsch – Niederländisch nicht anwendbar ist<sup>26</sup>. Diese Tatsache wird besonders deutlich an einem Überlappungsbereich wie dem nördlichen linken Niederrhein, wo noch bis in jüngste Zeit ein dem angrenzenden Niederländischen sehr eng verwandter Mundarttyp geherrscht hat: man sprach dort nach landläufiger Meinung, die auch in den früheren historischen Verhältnissen eine Stütze findet, „Niederländisch“<sup>27</sup>. TH. FRINGS hat aus diesem Sachverhalt die Konsequenz gezogen: „Man sollte das Niederrheinische nördlich der Lautverschiebungslinie, also in Geldern, Mörs, Kleve, zum Niederländischen schlagen“<sup>28</sup>; so urteilte er als sprachhistorisch orientierter Dialektologe. Demgegenüber schreibt GOOSSENS hierzu: „Diese Dialekte sind tatsächlich enger mit den angrenzenden Mundarten jenseits der Staatsgrenze als mit den benachbarten deutschen verwandt, doch können sie wegen der Überlagerung durch die deutsche Hochsprache allein heute nicht mehr als niederländisch, sondern nur als deutsch bezeichnet werden“<sup>29</sup>; das ist der Standpunkt des streng synchron-linguistisch vorgehenden Dialektologen. Durch die Aufgabe des Verwandtschaftskriteriums reduziert sich jedenfalls die Beurteilungsgrundlage auf das Kriterium der Überdachung durch die koexistierende Hochsprache.

Voraussetzung für die Anwendung dieses Kriteriums ist natürlich das Vorhandensein einer „Hochsprache“. Da das moderne Niederländische, wie bereits festgestellt wurde, die Funktion einer in jeder Hinsicht unabhängigen Hoch- und Schriftsprache hat, müssen also auch die von ihm

<sup>24</sup> Ebd. S. 11.

<sup>25</sup> *Was ist Deutsch*, S. 14.

<sup>26</sup> Es gewinnt praktische Relevanz dann, wenn bestimmte Mundarten – wie z. B. das Westflämische um Dünkirchen, das auf franz. Territorium gesprochen wird (sog. „Frans-Vlaams“) – von nicht-verwandten Hochsprachen überdacht werden; vgl. dazu aber J. GOOSSENS, *Tijdschrift* 88, S. 46f.

<sup>27</sup> Vgl. H. COMBECHER, *Dt. Niederrhein und nl. Sprache*, Ndrh. Jb. 8 (1966) 134–137; J. KEMPEN, *Dt. Niederrhein im 19. Jb. noch nl. Sprachraum*, *Sprachwart* 18 (1968) 109–112.

<sup>28</sup> TH. FRINGS – G. LERCHNER, *Nl. und Nd.* (SB. der Sächs. Akademie d. Wiss. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. 110/6), Berlin 1966, S. 21.

<sup>29</sup> *Was ist Deutsch*, S. 21.

überlagerten Dialekte sprachwissenschaftlich-definitiv als niederländische Dialekte angesehen werden. Man kann deren Unabhängigkeit von den anliegenden hoch- wie niederdeutschen Mundarten jedoch auch sprachempirisch begründen; denn sie haben sich, wie mir aus eigener Erfahrung bekannt ist, diesseits und jenseits der Grenze spätestens aufgrund der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse derart auseinanderentwickelt (und zwar in Annäherung an die jeweilige Hochsprache), daß eindeutig hüben von deutschen, drüben von niederländischen Mundarten zu sprechen ist. Doch gilt dies uneingeschränkt zunächst nur unmittelbar für unsere Zeit, d. h. für den Fall, daß man von den verschiedenen chronologischen Ebenen den Gegenwartsstatus zugrunde legt.

Eine „Rückverlängerung“ in die sprachhistorische Vergangenheit mindert den Wert des Entscheidungskriteriums der „Überdachung“ bis zur Unbrauchbarkeit. Die deutsch-niederländische Sprachgrenze deckt sich mit der beiderseitigen Staatsgrenze, die natürlich nicht aufgrund von sprachlichen, sondern politischen Voraussetzungen im wesentlichen 1815 auf dem Wiener Kongreß konstituiert worden ist (damit verbindet sich die sprachwissenschaftlich etwas fatale Vorstellung, daß jede dort möglicherweise vorgenommene andere Regelung des Grenzverlaufs zugleich auch eine Verschiebung der deutsch-niederländischen Dialektscheide bedeutet hätte). Die heutige Exaktheit der Grenzziehung verflüchtigt sich augenblicklich, wenn man in die Zeit der Ausbildung einer niederländischen Gemeinsprache seit dem 16./17. Jh. zurückgeht; auch sie kann bereits als Hochsprache – wenngleich noch nicht von der späteren Einheitlichkeit – angesehen werden. Da diese Entwicklung aber mit einem Kontinuitätsbruch in der niederländischen Sprachgeschichte verbunden ist, liegt die eigentliche Schwierigkeit noch vor dem 16./17. Jh., in dem Zeitraum, als man trotz der schriftsprachlichen Tendenzen des ‘Mittelniederländischen’ doch nicht von einer „Hochsprache im Werden“ sprechen kann und daher das Überdachungskriterium entfällt. Hieraus ergibt sich, da die These, daß eine selbständige Hochsprache notwendiger- oder auch nur wahrscheinlicher Weise über selbständige Vorstufen im Mundartbereich verfügen müsse, erst noch zu beweisen wäre, mit aller Dringlichkeit die Frage nach der Stellung des Niederländischen im Mittelalter.

Dies bringt in Erinnerung, daß wir es im Grunde überhaupt mit einem sprachhistorischen Problem zu tun haben. GOOSSENS geht es doch hauptsächlich um Widerlegung der teils explizit in sprachwissenschaftlichen Darstellungen geäußerten, teils stillschweigend vorausgesetzten Ansicht, das Niederländische sei eine „Tochtersprache“ des Deutschen;

dem wird, in diesem genealogischen Bilde verbleibend, die Auffassung der von Anfang an gleichberechtigten „Schwestersprache“ entgegengestellt.

### 3. Die historischen Zustände

Um die sprachhistorische Entwicklung zu veranschaulichen, bedienen wir uns des bekannten Sprachperiodenschemas der Handbücher<sup>30</sup>. Es besteht aus Vertikalrubriken für die zu klassifizierenden Sprachen, hier also '(Hoch-)Deutsch', 'Niederdeutsch', 'Niederländisch', sowie drei Horizontalrubriken mit der chronologischen Indizierung 'Neu-', 'Mittel-' und 'Alt-':

	'(Hoch-)Deutsch'	'Niederdeutsch'	'Niederländisch'
Neu	Nhd.	(Nnd.)	Nnl.
Mittel	Mhd.	Mnd.	Mnl.
Alt	Ahd.	And.	Anl.

('Kontinentalwestgermanisch')

Für die hier zur Bezeichnung der historischen Sprachperioden eingeführten Termini gilt, wie schon angedeutet, daß sie sich als wissenschaftliche Abstraktionen verstehen, als systematisierende Hilfsbegriffe, die mittels einer Rückprojizierung der modernen Zustände in die Vergangenheit gewonnen sind.

Eine Schwierigkeit liegt in der neuzeitlichen Rubrik, die sowohl die modernen Hoch- und Schriftsprachen als auch die heutigen Mundarten terminologisch umfaßt. Hinsichtlich beider nimmt das Niederdeutsche eine Sonderstellung ein: Es existiert nicht als einheitliche, selbständige Sprache, sondern nur in der Form eines Mundartenkomplexes, der trotz seiner engeren verwandtschaftlichen Beziehungen zu den angrenzenden niederländischen Dialekten wegen der Überdachung durch die deutsche Hochsprache Gegenstand der deutschen Dialektologie ist<sup>31</sup> (im übrigen kann das 'Neu-' dieser Stufe als redundant betrachtet werden).

Zur Mittelreihe 'Mittelhochdeutsch' – 'Mittelniederdeutsch' – 'Mittelniederländisch' ist summarisch festzustellen, daß es damals zwar noch keine eigentlichen Hochsprachen gegeben hat, wohl aber in allen drei

<sup>30</sup> Die folgenden Zusammenhänge wurden bereits an anderer Stelle kurz berührt: W. SANDERS, *Die nd. Sprachgeschichtsforschung*, Nd. Jb. 97 (1974) (im Druck).

<sup>31</sup> Vgl. J. GOOSSENS, *Nd. Sprache – Versuch einer Definition*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur* I, S. 19 ff.

Bereichen schriftsprachliche Tendenzen: die mhd. Dichtersprache mit ihrem klassischen Höhepunkt um 1200, die mnd. Verkehrs- und Handelsprache der Hanse im 14./15. Jh., die mnl. Literatursprache seit dem späteren 13. Jh. in Flandern-Brabant. Obwohl die deutsche Forschung gerade hinsichtlich der historischen Stellung des Niederländischen keine einheitliche Haltung einnimmt, herrscht doch die Meinung vor<sup>32</sup>, daß die genannten literatursprachlichen Bestrebungen – wie es auch die klar unterscheidende Terminologie nahelegt – in relativer Selbständigkeit nebeneinander stehen.

Die Sprachbezeichnungen der mit 'Alt'-indizierten Stufe, die den Beginn schriftlicher Überlieferung in stark differenzierten, meist klösterlichen Schreibdialekten markiert, lauten gemäß unserem Schema: 'Althochdeutsch' – 'Altniederdeutsch' – 'Altniederländisch'. Es ist aber hinlänglich bekannt, daß stattdessen – von Ahd. abgesehen – in der Sprachwissenschaft ebenfalls üblich, ja gebräuchlicher die stammesbezogenen Termini 'Altsächsisch' (As.) und 'Altniederfränkisch' (Anfrk.) sind; im Falle dieser Nomenklatur fungiert 'Altniederdeutsch' dann gelegentlich, im Kontrast zu 'Althochdeutsch', als Oberbegriff für die gesamte nicht-lautverschiebende Sprache des Nordwestens und Norddeutschlands<sup>33</sup>. Diese Begrifflichkeit scheint mir aus mehreren Gründen sehr unglücklich: Bei aller Wissenschaftlichkeit der Terminologie wird man es der niederländischen Seite nicht verdenken können, daß sie in 'Altniederdeutsch' zunächst einmal das '-deutsch' mit seiner modernen Konnotation sieht. Zudem besteht gar keine zwingende Sachnotwendigkeit für eine Bezeichnung, die das alte Niederländische und Niederdeutsche zusammenfaßt; denn beide weisen, ebenso wie etwa auch letzteres und das Althochdeutsche, sowohl verbindende als unterscheidende Sprachmerkmale auf. Dem Fehlen der II. („hochdeutschen“) Lautverschiebung als dem meist für

<sup>32</sup> Vgl. die handbuchmäßige Zusammenfassung bei A. BACH, *Geschichte der dt. Sprache*, Heidelberg 1965, § 108ff., 121 und 109,2; ferner J. GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 21ff.

<sup>33</sup> In neuerer Literatur z. B. K. MEISEN, *Adt. Grammatik I* (Slg. Metzler, 2), Stuttgart 1968, S. 5f. und Schaubild S. 3; vgl. G. CORDES, *As.*, in: *Lexikon der germanistischen Linguistik*, hrg. von H. P. ALTHAUS – H. HENNE – H. E. WIEGAND, Tübingen 1973, S. 411 (in einem weiteren Sinne, auch das Friesisch-Englische miteinschließend, M. HEYNE, *Kleine as. und anfrk. Grammatik*, Paderborn 1873, S. 1; F. HOLTHAUSEN, *As. Elementarbuch*, Heidelberg 1921, S. 10, u. m.). B. PANZER – W. THÜMMEL, *Die Einteilung der nd. Mundarten auf Grund der strukturellen Entwicklung des Vokalismus*, München 1971, schlagen 'Nd.' als zusammenfassenden Terminus für den Gesamtkomplex der heutigen norddt. und nl. Mundarten vor (S. 39, Anm. 29); dagegen J. GOOSSENS in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur I*, S. 24ff.

die Zusammenfassung maßgebenden Kriterium kommt nicht die ihm beigemessene Relevanz zu, da Niederländisch und Niederdeutsch es mit allen anderen germanischen Sprachen gemeinsam haben<sup>34</sup>. Bestünde aber die Notwendigkeit einer zusammenfassenden Bezeichnung, so hätte für die ältere Zeit nach dem zuvor Ausgeführten zweifellos 'Altniederländisch' die größte Berechtigung.

Vollends unhaltbar als Oberbegriff wird 'Altniederdeutsch', wenn man es anstatt der traditionellen Bezeichnung 'Altsächsisch' verwenden will. Unbestritten bleibt dabei, daß dieses Altsächsische in der Tat die auf sächsischem Territorium gesprochene und genuin mit dem Sachsenstamm verknüpfte Sprache ist. Entsprechend hat auch 'Altniederfränkisch' durchaus eine gewisse Berechtigung, da nach übereinstimmender Auffassung von Historikern und Sprachwissenschaftlern ein nordwestlicher Stammesverband der Franken die wesentliche Grundlage der niederländischen Bevölkerung und Sprache bildet. Doch sind beide Begriffe – abgesehen davon, daß sie bestimmte Folgerungen für die spätere, anders zu beurteilende Epoche schriftlicher Überlieferung implizieren – völlig unsystematisch, insofern sie sich außerhalb der erwähnten Relationen zeitlicher, räumlicher und sprachtypologischer Art stellen, wie sie sich für die Sprachperiodenterminologie als sinnvoll und nützlich erwiesen haben<sup>35</sup>. 'Altsächsisch' z. B. enthält lediglich die Zeitstufenangabe 'Alt-', mit der aber kein \*'Mittel- oder Neusächsisch' korrespondiert; die Bildung eines \*'Alt- bzw. Mittelnieder-sächsisch' wäre unmöglich, weil 'Nieder-sächsisch' (mit dem hochdeutschen Gegenstück 'Ober-sächsisch') bereits als regionalsprachlicher und politischer Raumbegriff festgelegt ist, usw. Den systemadäquaten Terminus bildet hier offensichtlich das sowieso neuerdings propagierte 'Altniederdeutsch'<sup>36</sup>, das einerseits als die konsequente Rückprojizierung von '(Neu-)Niederdeutsch' und 'Mittelniederdeutsch', andererseits als genaues Kontrafakt

<sup>34</sup> Vgl. auch GOOSSENS, ebd. S. 22. Dieses Argument läßt sich mit Hilfe der modernen Linguistik schärfer formulieren: Das Ahd. weist das Merkmal [+LV] auf. Das Merkmal [—LV] trifft für alle anderen germ. Sprachen zu; es ist damit redundant und also nicht-distinktiv, so daß es keinesfalls dazu benutzt werden kann, nur eine einzelne oder mehrere dieser Sprachen in Opposition zum Ahd. zu stellen.

<sup>35</sup> Vgl. den anglistischen Sprachgebrauch, der in neuerer Zeit ebenfalls 'Altenglisch' dem früher üblichen 'Angelsächsisch' vorzieht.

<sup>36</sup> So – ohne nähere Begründung – G. CORDES, *Altniederdeutsches Elementarbuch*, Heidelberg 1973 (dies um so bezeichnender, als es sich eigentlich um die 3., völlig neu bearbeitete Auflage des HOLTHAUSENSCHEN *Altsächsischen Elementarbuches* handelt).



zu 'Althochdeutsch' betrachtet werden kann. Eine ähnliche Rechnung läßt sich für 'Altniederfränkisch' aufmachen: hier entspricht weder ein \*'Altniedersächsisch' noch ein genaues \*'Althochfränkisch'<sup>37</sup>. In Analogie und Ergänzung zu 'Altniederdeutsch' sollte, wie es auch von niederländischer Seite vorgeschlagen wird, 'Altniederländisch' ('Oudnederlands') auf jeden Fall der terminologische Vorzug gebühren<sup>38</sup>. Für den Gebrauch von 'Altsächsisch' und 'Altniederfränkisch' spricht nurmehr die sprach- und literaturwissenschaftliche Gewohnheit.

Die Vorgeschichte des Althochdeutschen, Altniederdeutschen und Altniederländischen sieht GOOSSENS in einem alten „Konglomerat von Dialekten“, für das er die im niederländischen sprachhistorischen Schrifttum übliche Benennung 'Kontinentalwestgermanisch' einführt<sup>39</sup>. Genau in diesem Punkt liegt der Kern des Problems, soweit es jedenfalls die terminologische Seite betrifft; denn die deutsche Sprachwissenschaft hat sich für denselben Sprachenkomplex auf die allgemein verstandene, auch das Niederländische miteinschließende Bezeichnung 'Deutsch' festgelegt (ohne verhindern zu können, daß die sekundären Implikationen dieses Begriffs mitschwingen). Will man die in jedem Fall vorliegende Sammelbezeichnung konkretisieren, so handelt es sich um die germanischen Stammessprachen auf dem Kontinent, d. h. um Sächsisch, Fränkisch, Alemannisch, Bairisch usw., wie sie sich etwa seit dem 5. Jh. konstituiert haben. Von der Unsicherheit vieler historischer Einzelheiten abgesehen, wird hier die Diskrepanz zwischen der Komplexität sprachgeschichtlicher Realitäten und fragwürdigen Pauschalurteilen der Sprachwissenschaft sichtbar. Ein Begriff wie z. B. 'Altniederfränkisch' wird den Eindruck hervorrufen, daß es sich im Grunde um nicht viel anderes handele als hochdeutsches Fränkisch, nur eben ohne die II. Lautverschiebung; in Wirklichkeit treten dort jedoch zu den fränkischen nicht nur evidente friesische und sächsische Sprachanteile, sondern auch noch kaum verifizierbare Sprachrelikte sonstiger, lediglich in einigen Landschaftsnamen noch hervortretender vorfränkischer Stämme (Twente: *Tuihanti*, Betuwe: *Batavi* usw.), die Theorie eines prägermanischen

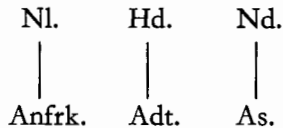
<sup>37</sup> Der äußerlich vergleichbare, vor allem in älterer Literatur auftretende Begriff 'Oberfränkisch' (der meist das Rhein- und Ostfrk. zusammenfaßt; vgl. W. BRAUNE-W. MITZKA, *Abd. Grammatik*, Tübingen 1967, S. 7) dient nur einer Binnengliederung des Deutschen.

<sup>38</sup> Vgl. W. SANDERS, *Oudnederlands*, Tijdschrift 88 (1972) 161 ff.

<sup>39</sup> J. GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 23 ff. (DERS. in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur* I, S. 12). W. BREUER empfindet diesen Ausdruck als „etwas umständlich“ – vgl. GOOSSENS, S. 23 –, verwendet ihn aber schließlich doch; Rh.Vjbl. 37, S. 329, 347.

„Nordwestblocks“ nicht einmal berücksichtigt<sup>40</sup>. Solche Überlegungen – hier im Falle des Altniederländischen – führen zu der Annahme, daß die Sprachfakten, die uns die karge Überlieferung der Frühzeit an die Hand gibt, gewissermaßen nur die Spitze eines Eisbergs bilden, über dessen Umfang und Konturen wir uns kaum auch nur annähernd zutreffende Vorstellungen zu machen vermögen.

Damit ist die sprachhistorische Problematik zentral angesprochen, die sich auf die Frage der genuinen Unabhängigkeit des Niederländischen vom Deutschen zuspitzt. Indem GOOSSENS die Neuerungen der II. Lautverschiebung, die distinktiv gegenüber den anderen germanischen Sprachen wirkten und zu Merkmalen der deutschen Kultursprache geworden sind, als ein charakteristisches Kriterium für ‘Deutsch’ ansieht, kann er folgerichtig feststellen: „Das erste Deutsch ist Hochdeutsch“<sup>41</sup>. Dies involviert, daß weder Anfrk. noch As.<sup>42</sup> als ‘deutsch’ bezeichnet werden können, und weiterhin, daß einfaches ‘Altdeutsch’ (Adt.) terminologisch angemessener wäre als Ahd., weil es damals noch keine anderen Arten von Deutsch gab. Diese These würde im wesentlichen darauf hinauslaufen, die parallele Dreisträngigkeit unseres – vereinfachten – Schemas zu wahren:



Hierbei ist nicht berücksichtigt, daß dem (Neu-)Niederdeutschen kein eigenständiger Status mehr zuerkannt wird<sup>43</sup>. Insofern demnach der aus dem ursprünglich selbständigen As. hervorgehende Sprachzweig an einem bestimmten Punkt seiner Entwicklung ‘deutsch’ geworden ist<sup>44</sup>, sieht GOOSSENS selbst die Möglichkeit der Zueinander- und damit auch Auseinanderentwicklung von Sprachen vor. Ein in diesem Sinne modifiziertes Schema hätte folgendes Aussehen:

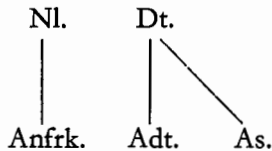
<sup>40</sup> Vgl. R. HACHMANN – G. KOSSACK – H. KUHN, *Völker zwischen Germanen und Kelten*, Neumünster 1962.

<sup>41</sup> *Was ist Deutsch*, S. 17; zum folgenden ebd. S. 17f.

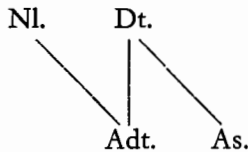
<sup>42</sup> Diese Bezeichnungen werden im vorliegenden Zusammenhang als Arbeitsbegriffe beibehalten, weil sie erstens auch in der herangezogenen Literatur verwendet sind und zweitens keine Entscheidung des hier diskutierten Abhängigkeitsproblems präjudizieren (wie es bei Anl. und And. vielleicht den Anschein haben könnte).

<sup>43</sup> S. oben S. 7; vgl. im einzelnen J. GOOSSENS, *Nd. Sprache – Versuch einer Definition*, in: *Niederdeutsche Sprache und Literatur I*, S. 13ff.

<sup>44</sup> Vgl. dazu GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 18f.



Eine dritte Konstellation liegt deutscherseits den meisten sprachhistorischen Darstellungen zugrunde. Indem man – aus welchen Gründen auch immer – das Anfrk. dem Altdeutschen zuschlägt, das Niederländische später aber als eindeutig selbständig betrachtet wird, muß es sich irgendwann von der deutschen Sprachentwicklung gelöst haben:



Dies scheinen die verschiedenen Möglichkeiten theoretischer Modellbildung zu sein, soweit sie von der Forschung ernsthaft erwogen worden sind.

Eine empirische Verifizierung oder Falsifizierung dieser namentlich im Hinblick auf die historische Stellung des Niederländischen kontroversen Vorstellungen kann verständlicherweise erst auf der Stufe ältester schriftlicher Überlieferung erfolgen, da man für deren sprachliche Vorgeschichte auf Rekonstruktionen und Schlußfolgerungen aus den späteren Sprachzuständen angewiesen ist. Wenn Anfrk. und As. aufgrund des Fehlens der II. Lautverschiebung kein 'Deutsch' waren, so erscheint es ebenso fraglich, ob man diese Benennung ohne weiteres für das 'Alt(hoch)deutsch' der Zeit des späten 5. Jh.s bis zum ausgehenden 10. Jh. verwenden darf. Die Lautverschiebung hatte in den hochdeutschen Dialekten eine solch unterschiedliche Ausprägung, daß dadurch in Verbindung mit weiteren disparaten Spracherscheinungen wohl kaum eine stärkere Einheit zustande kam. In den lateinischen Schriften kann man beobachten, daß zunächst strikt nach *lingua Francorum*, *Alamannorum*, *Baiuvariorum* etc. unterschieden wurde. Dieser Zustand der Zerrissenheit mag gerade der Grund gewesen sein, der Karl den Großen veranlaßte, den Begriff *theodiscus* als politische, die Verbundenheit aller germanischen Völkerschaften seines Reichs zum Ausdruck bringende Gesamtbezeichnung zu propagieren.

'Deutsch' ist aus den verschiedenen Stammesdialekten erst geworden, als man sich – soweit wir dies überblicken können – seit dem 11. Jh. als

politische Einheit zu fühlen begann; die einende Sprachbezeichnung 'Deutsch' bildet dann nur eine Folge dieses politischen Zusammengehörigkeitsgefühls, das auch später noch durchaus die heute niederländischen Gebiete mitumfaßte. Nach dem flämischen Benediktiner Goscelin von St. Bertin etwa (Ende 11. Jh.) werden die Brabanter und Flamen wie Alemannen, Baiern, Franken, Sachsen usw. im Himmel 'Deutsch' sprechen<sup>45</sup>; der Genter Kleriker Nivardus, der 1148/49 das mittellateinische Tierepos *Ysengrimus* dichtete, läßt darin seinen Helden die Schafe von der Schelde mit *Kum* locken, weil er wußte, daß sie „nur deutsche Rufe gelernt hatten“<sup>46</sup>; umgekehrt heben Hartmann von Aue und Ulrich von Zazikhofen – unter der deutschen, wie man ergänzen darf – die brabantische Ritterschaft rühmend hervor, und Wolfram von Eschenbach sagt an bekannter Stelle: *da was von tiuschem lande Flæminge und Bråbande . . .*<sup>47</sup>, usw. Bis zum Ende des 11. Jh.s aber (man nimmt in der Regel die zahlreichen, eindeutigen Belege des *Annoliedes* als Einsatz) bleiben Vorkommen und Verständnis des Begriffs 'Deutsch' noch derart unsicher, daß man während der ganzen mit 'Alt'-indizierten Sprachperiode im Grunde noch überhaupt nicht mit 'Deutsch' operieren dürfte<sup>48</sup>.

Wenn man dennoch 'Althochdeutsch' als sprachwissenschaftlichen Hilfsbegriff akzeptiert, wird man auch für 'Altsächsisch' – trotz der bereits hervorgehobenen Tatsache, daß dieses auf eigener Stammesgrundlage erwachsen ist und bis heute die norddeutsche Sprache wesentlich geprägt hat – die systematischere Bezeichnung 'Altniederdeutsch' vorziehen. Die Frage kann allenfalls sein, wie man das '-deutsch' darin rechtfertigen will. Beläßt man dem And. noch seine sächsische Eigenständigkeit, so wird vielfach für seine Fortsetzung, das Mittelniederdeutsche, eine in der dazwischenliegenden Überlieferungslücke von rund 150 Jahren vor sich gegangene Umformung angenommen, dergestalt, „daß das Mnd. sich, bei bewahrter struktureller Eigenart und mit dialektgeographisch und sprachsoziologisch bedingten Modifizierungen, dem binnendeutschen Sprachtypus angeglichen hat“<sup>49</sup>. Falls man es nicht für völlig unbegründet hält, daß der norddeutsche Raum sich nach dem

<sup>45</sup> Aber auch die Dänen und Engländer, also ist doch wohl die ganze germ. Sprachenfamilie gemeint; nach A. BORST, *Der Turmbau von Babel* II, 1, Stuttgart 1958, S. 551.

<sup>46</sup> *Ysengrimus* V, 547ff. (hrsg. von E. VOIGT, Halle 1884); A. SCHÖNFELDER, *Isengrimus*, Münster Köln 1955, S. 105.

<sup>47</sup> Vgl. *Gregorius*, V. 1575ff.; *Lanzelet*, V. 9176f.; *Willehalm*, V. 126,13f.

<sup>48</sup> Vgl. H. EGGERS, *Dt. Sprachgeschichte* I, Reinbek 1963, S. 54f.

<sup>49</sup> J. E. HÄRD, *Mnd.*, in: *Lexikon der germanistischen Linguistik*, S. 419.

Niedergang der Hanse und dem damit verbundenen Verfall der mnd. Schriftsprache alsbald im 17. Jh. der hochdeutschen Einheitssprache – wohlgermerkt als Hochsprache – öffnete, kann man hierin eine sich stetig verstärkende Tendenz erkennen<sup>50</sup>. In diesem Zusammenhang wäre hinsichtlich der sprachlichen Stellung des And. darauf hinzuweisen, daß dieses erstens bereits gewisse autochthone Bindungen zum Hochdeutschen zeigte und daß zweitens seit karolingischer Zeit doch wohl von einer fortschreitenden „Eindeutschung“ der sächsischen Sprache ausgegangen werden muß<sup>51</sup>. Diese tendentielle Entwicklung zum Hochdeutschen hin stellt in ihren Anfängen, wie festgehalten sei, eine klare Folge der politischen (und kirchlichen) Integrierung der Sachsen in das Frankenreich dar.

Wie das Mittelniederdeutsche, so verfügte auch das Mittelniederländische über eine reichhaltige Literatur in relativ einheitlicher Sprache, die zwar dem Mittelhochdeutschen noch nähersteht als das moderne Niederländische dem Deutschen, andererseits aber doch eine deutliche Eigenentwicklung zeigt. Diese im späteren 13. Jh. einsetzende mnl. Literaturblüte (der früher dichtende Maasländer Heinrich von Veldeke sei ausdrücklich ausgeklammert<sup>52</sup>) hatte ihr Zentrum in Flandern und Brabant, d. h. im Westen der Südniederlande; es bot sich daher als bequeme Lösung an, die divergierenden Sprachformen dieser Reliktlage am äußersten Rande des deutschen Sprachgebiets zuzuschreiben: das Niederländische gewissermaßen als peripheres ‘Deutsch’<sup>53</sup>. Ebenso allgemein, wie sich in den deutschen sprachgeschichtlichen Werken diese Meinung

<sup>50</sup> Vgl. auch, aus sprachsoziologischer Sicht, W. SANDERS, Nd. Jb. 97.

<sup>51</sup> Ersteres erklärt man aus der Substrateinwirkung „bodenständig-binnenländischer, erminonischer und istwäonischer Sprache“, die von dem „Ingwäonisch“ der erobernden Sachsen überlagert wurde; vgl. TH. FRINGS – G. LERCHNER, *Nl. und Nd.*, S. 72f. Zum zweiten hat sich der sächs. Adel sehr bald „frankonisiert“; es sind tatsächlich nicht nur zahlreiche (meist lexikalische) „Entlehnungen“ festzustellen, sondern massive Spracheinflüsse, die einerseits den ‘ingwäon.’ Grundcharakter des As. reduzieren, andererseits in der Rezeption typisch fränkischer Laut- und Schreibformen bestehen. Vgl. u. a. W. MITZKA, *Die Sprache des Heliand und die as. Stammesverfassung*, in: *Abhandlungen zur nd. Philologie. C. Borchling zum Gedächtnis*, Nd. Jb. 71/73 (1948–50) 32–39, = DERS., *Kleine Schriften zur Sprachgeschichte und Sprachgeographie*, Berlin 1968, S. 83–92; L. WOLFF, *Die Stellung des As.*, *ZfdA* 71 (1934) 129–154, = DERS., *Kleinere Schriften zur adt. Philologie*, Berlin 1967, S. 1–24; DERS., *Zum hd. Einfluß auf das And.*, *ZMaf* 26 (1958) 150–156, = *Kleinere Schriften*, S. 25–30; zusammenfassend W. SANDERS, *As. Sprache*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur* I, S. 28–65 passim.

<sup>52</sup> Vgl. W. SANDERS, *Heinric van Veldeken. Porträt eines maasländischen Dichters des 12. Jhs* (Nachbarn, 17), (Bonn) 1973.

<sup>53</sup> So z. B. A. BACH, *Geschichte der dt. Sprache*, S. 272.

findet, das Niederländische sei früher ein Teil des Deutschen gewesen, wird dort aber auch festgestellt, daß es sich zu irgendeinem Zeitpunkt seiner Sprachentwicklung – hier gehen die Vorstellungen sehr auseinander – vom Deutschen abgesondert habe<sup>54</sup>. Obwohl nicht das im Mittelalter prävalente Südniederländische, sondern infolge politischer Bedingtheit das 'Holländisch' der Nordniederlande zur Grundlage der niederländischen Hochsprache geworden ist, sollte man auf jeden Fall dem eigenartig und eigenwertig neben dem Mittelhoch- und Mittelniederdeutschen stehenden Mittelniederländischen seine volle Unabhängigkeit belassen: Die mnl. Literatur gehört nicht in die deutsche Literaturgeschichte, die mnl. Sprache nicht in historische Grammatiken und Sprachgeschichten des Deutschen.

Trotz dieser Klarstellung ist aber die prinzipielle Frage: sekundäre Auseinanderentwicklung – dies als genauer Gegensatz zum Niederdeutschen – oder ursprüngliche Selbständigkeit? immer noch nicht entschieden. Für die dem Mittelniederländischen vorausgehende Periode konstatiert A. VAN LOEY, daß „das Sprachmaterial in und nach dem 9. Jh. ... schon niederländische Merkmale aufweist“<sup>55</sup>. Die Schwierigkeit, diese Aussage zu verifizieren, liegt eben in Art und Umfang des genannten Sprachmaterials: 'Altniederländisch' muß weithin zwar nicht als leerer Begriff, doch als terra incognita betrachtet werden; unglückliche Umstände (die Normanneneinfälle der Frühzeit, Religionsunruhen und Freiheitskampf des 16./17. Jh.s, die Säkularisation der alten Bibliotheken während der französischen Besetzung 1795–1814, u. m.) haben dazu geführt, daß das älteste Niederländische durch fast vollständiges Fehlen zusammenhängender Texte gekennzeichnet ist<sup>56</sup>. Was wir sprachlich wissen, ist mehr oder weniger rekonstruiert aus einigen alten Glossen und vereinzelt niederländischen Wörtern in lateinischen Werken, vor allem aber aus Personen- und Ortsnamen, die bereits seit dem 7. Jh. überliefert sind (außerdem niederfränkische Lehnwörter in Nordfrankreich); die ganze anl. „Literatur“ besteht aus zwei Sätzchen, einer altwestflämischen Federprobe und – was nicht einmal sicher ist – dem Munsterbilzener Vers (aus der Zeit um 1100 bzw.

<sup>54</sup> Vgl. im einzelnen bei J. GOOSSENS, *Was ist Deutsch*, S. 22.

<sup>55</sup> Weshalb „altniederländisch“ eine geeignetere Benennung als 'altniederfränkisch' sei; A. VAN LOEY, *Anl. und Mnl.*, in: *Kurzer Grundriß der germ. Philologie bis 1500* I, hrg. von L. E. SCHMITT, Berlin 1970, S. 253.

<sup>56</sup> Weitere Einzelheiten und Literatur bei W. SANDERS, *Der anl. 'Leidener Willeram'*, in: *Gedenkschrift für W. Foerste*, hrg. von D. HOFMANN unter Mitarbeit von W. SANDERS, Köln Wien 1970, S. 412ff.; DERS., *Oudnederlands*, Tijdschrift 88, S. 162ff.

1130). Hinzu kommt der in seinen Grundzügen ebenfalls altniederländische, jedoch vom Hochdeutsch der Vorlage durchgesetzte *Leidener Willeram* (eine Bearbeitung der Hohelied-Paraphrase Willirams von Ebersberg, um 1100)<sup>57</sup>. Die einzige anl. Überlieferung größeren Umfangs bilden die *Altniederfränkischen Psalmen* des 9./10. Jh.s<sup>58</sup>; wollte man diese unter Berufung auf ihre dem damaligen Deutschen äußerst nahestehende Sprache als Gegenargument gegen die Unabhängigkeit des Anl. verwenden, so ist mit Recht entgegenzuhalten, daß diese vom Niederrhein stammenden Psalmen in unmittelbarer Nachbarschaft zum Mittelfränkischen entstanden sind und also dem Gesetz der gleitenden Übergänge in den Mundarten entsprechen.

Angesichts dieses Überlieferungsstandes muß die reale Beurteilungsgrundlage von vornherein recht ungünstig erscheinen. Die für genuine Selbständigkeit des Niederländischen beigebrachten sprachlichen Merkmale (Umlaut nur der Kürzen *a* und *u*, Monophthongierung *ai* > *ē* und *au* > *ō*, Entwicklung von *al*, *ol* in Verbindung mit Dental > *ou*, anlautendes *f* > *v*, *hs* > *ss*)<sup>59</sup> sind für die ältere Zeit zum Teil nur schwer verifizierbar, vor allem in Namensschreibungen, und auch nicht alle exklusiv niederländisch. Methodisch erweist sich damit das sprachtypologische Kriterium „Verwandtschaft“ bzw. „Bruch in der Sprachlandschaft“ als nicht stichhaltig, dies in Übereinstimmung damit, daß wir sein Versagen unter nahverwandten Sprachen bzw. Dialekten schon allgemein festgestellt hatten. Bleibt das zweite, sprachsoziologische Kriterium der „Überdachung“, das damals allerdings noch nicht im Sinne mundartlicher Loyalität gegenüber einer – nicht existierenden – Hochsprache zu verstehen sein kann. Wohl aber ist es sicherlich nicht zu kühn anzunehmen, daß die sprachordnende Macht moderner Staaten, auf die verschiedentlich hinzuweisen war, durchaus ihre Entsprechung in sprachintegrierenden oder -separierenden Auswirkungen politischer Konstellationen der früheren Jahrhunderte haben wird (es ist hinlänglich bekannt, wieviele Mundartgrenzen oder dialektale Veränderungen in der mittelalterlichen Stammes- und Territorialgeschichte begründet sind). Unter diesem Aspekt wären

<sup>57</sup> *Expositio Willerammi Eberspergensis Abbatis In Canticis Cantorum*. Die Leidener Hs. neu hrg. von W. SANDERS, München 1970; dazu W. SANDERS, *Der Leidener Willeram*, München 1974.

<sup>58</sup> Vgl. W. SANDERS, *Zu den anfrk. Psalmen*, ZfdA 97 (1968) 81–107; C. MINIS, *Bibliographie zu den Altmittel- und Altniederfrk. Psalmen und Glossen*, Amsterdam 1971; A. QUAK, *Studien zu den Altmittel- und Altniederfrk. Psalmen und Glossen*, Amsterdam 1973.

<sup>59</sup> Nach A. VAN LOEY, *Anl. und Mnl.*, in: *Kurzer Grundriß* I, S. 253.

auch die älteste Geschichte und Sprachgeschichte der Niederlande verstärkt in Korrelation zu setzen; z. B. scheint es mir nicht ohne Aufschlußwert, daß die mnl. Literatur in ihrer Anfangsperiode intensiv durch die französische Kultur beeinflußt, nach Frankreich hin orientiert war<sup>60</sup>.

Wem eine solche letzten Endes sprachexterne Argumentation nicht genügt, wird einen sehr mühsamen anderen Weg zu gehen versuchen. Falls man, wie es die modernen Mundarten nahelegen und auch allgemein als gegeben angesehen wird, für das Mittelalter gleichfalls mehr oder weniger deutlich ausgeprägte Dialektunterschiede voraussetzt, wird man weiterhin annehmen dürfen, daß Dialekte um so näher miteinander verwandt sind, je größer der Umfang ihrer sprachlichen Übereinstimmung ist. Als maßgebend für diese Übereinstimmung soll hier aber nicht die historisch-dialektologische, d. h. sprachwissenschaftliche Beurteilung aus heutiger Sicht gelten<sup>61</sup>; vielmehr sei als Kriterium der damalige Grad der Verständlichkeit angesetzt. In diesem Punkt<sup>62</sup> herrschen in der Forschung die kontroversesten Meinungen. So wird einerseits festgestellt, „daß Veldekes Maasländisch bis weit ins Mitteldeutsche hinein verstanden wurde, auch in Thüringen“<sup>63</sup>. Andererseits kann man etwa lesen: „. . . die sprachlichen Unterschiede zwischen den Ober- und Niederlanden (Flandern, Holland, Niederdeutschland) sind beträchtlich“<sup>64</sup>. Beides kann lediglich den Wert von im einzelnen noch unbewiesenen Behauptungen beanspruchen, aus dem einfachen Grunde, weil es hierüber einigermaßen genaue Angaben mittelalterlicher Autoren kaum gibt. Man ist daher – will man nicht ganz auf originäre Aussagen verzichten – gezwungen, all jene verstreuten, meist beiläufigen Bemerkungen älterer Zeit über Spracheigenarten und Sprachschwierigkeiten zu sammeln, die zwar vorwiegend allgemeiner Art sind, uns aber in ihrer Gesamtheit doch manche Aufschlüsse vermitteln können.

<sup>60</sup> Vgl. C. C. DE BRUIN, *Mnl. Literatur*, in: *Kurzer Grundriß* II, Berlin 1971, S. 187f. Frankreich übte damals die Lehnsherrschaft über die Grafschaft Flandern aus. Dort überwogen – in einer zweisprachigen Oberschicht von Adel und Klerus – franz. Sprache und Literatur, und im 12. Jh. verkehrten am flandrischen Hof nicht nl. Dichter, sondern franz. Trouvères. Vgl. MAUD BÜLBRING, *Zur Vorgeschichte der mnl. Epik*, Leiden 1930, S. 193; E. ROOTH, *Ein neuentdeckter nl. Minnesänger aus dem 13. Jh.*, Lund 1928, S. 4f.

<sup>61</sup> Vgl. J. GOOSSENS: „Ik geloof niet meer dat de historische dialectologie ons in staat kan stellen, grenzen tussen het Middelnederlands aan de ene en het Middelnederduits en Middelhoogduits aan de andere kant te trekken“; *Tijdschrift* 88, S. 50.

<sup>62</sup> Dabei beschränken sich die folgend herausgegriffenen Beispiele ausdrücklich auf die Fragestellung Deutsch-Niederländisch.

<sup>63</sup> GABRIELE SCHIEB, *Heinrich von Veldeke* (Slg. Metzler, 42), Stuttgart 1965, S. 13.

<sup>64</sup> H. EGGERS, *Dt. Sprachgeschichte* II, Reinbek 1965, S. 10.



Beispielsweise hat Caesarius von Heisterbach festgestellt, daß man in Flandern anders rede als im Rheinland<sup>65</sup>. Von Erzbischof Christian von Mainz, einem gebürtigen Thüringer, wird berichtet, daß er sieben Sprachen perfekt beherrscht habe, und da es sich dabei um regelrechte „Fremdsprachen“ wie Lateinisch, Griechisch, Französisch usw. handelt, wird auch das mitaufgezählte Brabantisch nach damaliger Auffassung als eine solche zu betrachten sein<sup>66</sup>. Bruder Hans, ein Niederrheiner, sieht sich zu der Entschuldigung genötigt: *Can al man nut miin duutsch verstaen, Da is geyn groses wunder aen. Eyn nyderlender is geyn swaab*<sup>67</sup>. Der Salzburger Erzbischof Johann von Reisberg läßt noch 1439 eine Notiz nicht abschreiben, „weil sie deutsch ist, und zwar rheinisches Deutsch, das wir nicht restlos verstehen“<sup>68</sup>, usw. Im vorliegenden Zusammenhang besonders aufschlußreich erscheint eine Stelle aus der *Willibrords-Vita* des Abtes Thiofrid von Echternach; er vermerkt dort ausdrücklich, daß er während eines mehrmonatigen Aufenthaltes in Seeland (um 1100) einen Einheimischen als Dolmetscher brauchte<sup>69</sup>. Obwohl die Herkunft des Abtes nicht feststeht (er stammte vielleicht aus Oberdeutschland), gehörte er doch schon früh der Echternacher Klosterschule an und hat vielleicht seine ganze Ausbildung dort erfahren<sup>70</sup>. Um 1100, in den späteren Jahren seiner Abtschaft (seit 1081), wird man auf jeden Fall seine Vertrautheit mit dem Echternacher Idiom voraussetzen dürfen; die Hinzuziehung eines Dolmetschers in Seeland läßt – mit aller Vorsicht – darauf schließen, daß Thiofrids Mittelfränkisch den Küstenanwohnern ebensowenig geläufig war wie ihm das dortige Niederländisch.

Ohne diesen wenigen Beispielen eine Beweislast aufbürden zu wollen, die sie zweifellos nicht tragen können, hat es doch den Anschein, als ob die sprachliche Distanz zwischen dem Niederländischen und Deutschen (im heutigen Sinne) bereits recht früh und deutlich genug ausgeprägt war,

<sup>65</sup> *Caesarii Heisterbacensis Monachi Ord. Cist. Dialogus Miraculorum* IV,10, rec. J. STANGE, Köln Bonn Brüssel 1851 (Nachdruck 1966), S. 181f.; vgl. A. BORST, *Der Turmbau von Babel* II, 2, Stuttgart 1959, S. 756.

<sup>66</sup> *Annales Stadenses* a. D. 1173: *Christianus archiepiscopus licet Teutonicus, scilicet Thuringus, disertus extitit et facundus, . . . utens lingua Latina, Romana, Gallica, Graeca, Apulica, Lombardica, Brabantina, uti lingua materna*; MGh Scriptores XVI, Hannover 1859 (Nachdruck Stuttgart New York 1963), S. 347, 30ff.

<sup>67</sup> *Marienslieder*, V. 4232ff.; hrg. von M. S. BARRS (Adt. Textbibl., 58), Tübingen 1963.

<sup>68</sup> Nach A. BORST, *Der Turmbau von Babel* III, 1, Stuttgart 1960, S. 1026.

<sup>69</sup> *Vita Willibrordi* c. 36 (*Acta Sanctorum* Nov. III, S. 481); vgl. W. LAMPEN, *Uit de oudste kerkelijke geschiedenis van Walcheren*, Bijdragen voor de geschiedenis van het bisdom Haarlem 39 (1919/20) 18–33.

<sup>70</sup> Vgl. R. BRUCH, *Glossarium Epternacense. Spätahd. Glossen aus Echternach*, Luxemburg 1964, S. 19.

daß man gelegentlich authentische Bemerkungen darüber findet. Dieser Umstand spricht kaum für das von deutscher Seite meist angenommene Tochterverhältnis des Niederländischen, das die Präexistenz der deutschen „Mutter“sprache involviert; andererseits sollte man nicht übersehen, daß auch die – wahrscheinlichere – Annahme eines Schwesterverhältnisses die ursprüngliche Einheit, nur eben um eine „Generation“ in das ‘Kontinentalwestgermanische’ zurückdatiert, und damit die enge Verwandtschaft beider Sprachen keineswegs infrage stellt.

HARTMUT BECKERS, Münster

Ein vergessenes mittelniederdeutsches Artuseposfragment  
(Loccum, Klosterbibliothek, Ms. 20)

*Ludwig Wolff verehrungsvoll zugeeignet*

I

Daß die Bruchstücke des einzigen Artusepos in mittelniederdeutscher Sprache, das wir kennen, in den rund siebeneinhalb Jahrzehnten seit ihrer Entdeckung und Veröffentlichung durch C. BORCHLING<sup>1</sup> der Aufmerksamkeit der Germanistik so gut wie vollständig entgangen sind<sup>2</sup>, gehört zu einer Reihe merkwürdiger Zufälle bei der Erforschung der niederdt. Literatur des Mittelalters, für die eine bündige Erklärung schwer zu finden ist<sup>3</sup>. Daß die Vertreter der mittelhochdeutschen Literaturgeschichte, in deren Aufgabengebiet all das fällt, was wir sonst an mittelalterlicher deutscher Artusdichtung kennen, die von BORCHLING in der Klosterbibliothek zu Loccum entdeckten Bruchstücke übersehen haben, wäre allenfalls noch verständlich, da sie an einem außerhalb der niederdt. Philologie nicht sonderlich bekannten Publikationsort veröffentlicht worden sind; daß aber auch von den Erforschern des Mittelniederdeutschen keine einzige nähere Untersuchung der Loccumer Fragmente vorgelegt worden ist, bleibt angesichts der so oft beklagten geringen Zahl von weltlichen Erzähldichtungen in mittelniederdt. Sprache ein nachgerade unbegreifliches Versäumnis.

Freilich, BORCHLING selbst hatte durchaus vorgehabt, seinem ersten, weitgehend kommentarlosen Abdruck der Fragmente eine „eingehendere Würdigung“<sup>4</sup> an anderem Orte folgen zu lassen; zur Ausführung dieses Vorhabens ist er indessen bei der Überfülle der sich ihm im Gefolge seiner weitausgreifenden Funde und Forschungen stellenden Aufgaben leider nicht mehr gekommen. Auch war es zweifellos ein unglückliches

<sup>1</sup> C. BORCHLING, *Mittelniederdt. Handschriften in Norddeutschland und den Niederlanden*, Nachrichten d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Geschäftl. Mitt., Göttingen 1898, 179–316, darin 185–190.

<sup>2</sup> Erwähnung haben sie m. W. sonst nur noch bei G. ROETHE (s. Anm. 5), G. EHRISMANN (s. Anm. 6) und L. WOLFF (s. Anm. 7) gefunden.

<sup>3</sup> Vgl. meinen Aufsatz *Die Erforschung der niederdt. Literatur des Mittelalters*, NdJb 97 (1974) (im Druck), wo auf eine Reihe weiterer Fälle dieser Art hingewiesen wird.

<sup>4</sup> BORCHLING S. 190.

Zusammentreffen, daß BORCHLINGS Bekanntmachung der Loccumer Fragmente gerade zu einem Zeitpunkt erschien, da ROETHES Untersuchung über die Sprache des *Sachsenspiegel* und der sonstigen Werke der frühmittelniederdt. Dichter sich bereits im Druck befand, weswegen der überaus interessante Loccumer Fund in dieser für die mittelniederdt. Literaturgeschichtsschreibung auf Jahrzehnte hinaus richtungweisenden Arbeit nur noch in Form eines kurzen Korrekturnachtrags Berücksichtigung finden konnte<sup>5</sup>. Daß sich ROETHE indessen der großen Bedeutung der Fragmente für die Beurteilung der frühen mittelniederdt. Literatur- und Sprachentwicklung durchaus bewußt war, geht aus den Überlegungen dieses Korrekturnachtrags deutlich hervor (s. u. Abschn. VIII).

Nach ROETHE sind die Loccumer Artuseposfragmente m. W. nur noch zweimal erwähnt worden: 1935 von EHRISMANN im Schlußband seiner Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters<sup>6</sup>, wo ihnen freilich nicht mehr als ein knapper Satz gewidmet ist, und dann 1972 von L. WOLFF in der Einleitung zur 14. Auflage seiner Ausgabe des *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue, wo auf die merkwürdige Übereinstimmung der Verse 56–61 des *Armen Heinrich* mit den Versen 10–15 auf Bl. B 1r der Loccumer Fragmente hingewiesen wird<sup>7</sup>.

Wenn nunmehr, gut 75 Jahre nach der Entdeckung und Erstveröffentlichung der von der Germanistik allzulange vernachlässigten Reste des einzigen in mittelniederdt. Sprache überlieferten Artusepos, ein erneuter Abdruck des Textes zusammen mit einem Versuch zu seiner literatur- und sprachgeschichtlichen Einordnung erfolgt, so geschieht dies vornehmlich zu dem Zweck, die bisher ausgebliebene Diskussion über die Zusammenhänge, in denen dieses einzigartige Denkmal steht, endlich in Gang zu setzen. Denn mir scheint, daß nicht nur die niederdt. Philologie, sondern auch die mittelhochdt. Literaturgeschichtsschreibung an den Loccumer Artuseposfragmenten nicht mehr länger achtlos vorbeigehen darf.

## II

Überlieferungsträger der Epenfragmente sind zwei stark beschnittene Pergamentdoppelblätter, die, zusammen mit mehreren modernen Papierblättern, einer unter der Signatur „Ms. 20“ in der Klosterbibliothek

<sup>5</sup> G. ROETHE, *Die Reimvorreden des Sachsenspiegels* (Abh. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Gött., Phil.-hist., Kl., N. F. II, Nr. 8), Berlin 1899, S. 110.

<sup>6</sup> München 1935, S. 689.

<sup>7</sup> *Hartmann von Aue, Der arme Heinrich*, hrg. v. H. PAUL, 14., neubearb. Aufl. besorgt v. L. WOLFF (Altdt. Textbibl., 3), Tübingen 1971, S. XVIIIf.

Loccum aufbewahrten, um 1500 geschriebenen lat. Gebetbuchhandschrift im Duodezformat<sup>8</sup> als Vor- bzw. Nachsatzblätter beigegeben sind (das hintere Doppelblatt auf dem Kopf stehend). Die Verbindung der Pergamentblätter mit der Gebetbuchhandschrift ist in dieser Form allerdings nicht älter als 160 Jahre: die Hs. war i. J. 1815 bei Aufräumarbeiten in der Loccumer Klosterkirche ohne Einband aufgefunden und dann in der gegenwärtigen Form neu gebunden worden. Nach Ausweis von Form, Erhaltungszustand und Verfärbung des Pergaments müssen die die Epenverse überliefernden Vor- und Nachsatzblätter ehemals mit je einer Seite direkt auf den verlorenen alten lederüberzogenen Holzdeckeleinband des Gebetbuchs aufgeleimt gewesen sein<sup>9</sup>, während auf zwei der übrigen Seiten mit religiösen Motiven bemalte Papierblätter geklebt waren, die jetzt ebenfalls abgelöst und der Hs. beigegeben sind. Der sich als Schreiber des Gebetbuches nennende Bernhard Swarte ist in Loccum zwischen 1492 und 1528 bezeugt<sup>10</sup>; man darf also annehmen, daß der alte Pergamentkodex, aus dem die beiden Doppelblätter stammen, ungefähr um diese Zeit auseinandergerissen und in Loccum zu Einbandzwecken verarbeitet worden ist. Leider hat die Suche nach weiteren Überresten derselben Hs. in anderen Bänden der Loccumer Bibliothek zu keinen Ergebnissen geführt.

Die beiden erhaltenen Doppelblätter, von denen ich das vorne eingehaftete aus später näher zu erläuternden Gründen des inhaltlichen Textzusammenhangs als „B“, das hinten eingehaftete als „A“ bezeichne<sup>11</sup>, gehörten ursprünglich einem Kodex im Oktavformat an; von dem alten Buchbinder sind sie auf das Duodezformat des Gebetbuchs (9 x 6 cm) zurechtgeschnitten worden und weisen infolgedessen oben, unten und an den äußeren Rändern starke Textverluste auf. Abgesehen von Bl. A 1r, dessen Beschriftung vollständig vergangen ist, enthalten sie noch einen jeweils 16–16½ Zeilen umfassenden einspaltigen Text, wobei die Verse durchlaufend geschrieben und nur durch Reimpunkte voneinander getrennt sind. Die inneren Schriftspiegelbegrenzungslinien im Abstand von

<sup>8</sup> Beschreibung der Hs.: BORCHLING S. 185; ferner G. MÜLLER, *Die Klosterbibliothek*, in: *Zum Jubiläum des Klosters Loccum*, Hannover 1913, S. 45.

<sup>9</sup> Keineswegs haben sie, wie man vielleicht aus BORCHLINGS Formulierung „zu dem ursprünglichen Einbände der Hs. verwandt“ (S. 185) herauslesen könnte, als ursprünglicher *äußerer* Einband des Gebetbuchs gedient.

<sup>10</sup> Vgl. BORCHLING S. 185.

<sup>11</sup> Das von mir als A bezeichnete Doppelblatt entspricht also BORCHLINGS Blättern 3 und 4 (= hier A 1 und A 2), das als B bezeichnete Doppelblatt BORCHLINGS Blättern 1 und 2 (= hier B 1 und B 2).

8 mm von der Knicklinie der Doppelblätter sind ebenso wie die Zeilenliniierung nur noch resthaft erkennbar. Die ursprüngliche Höhe, Breite und Zeilenzahl des Schriftspiegels sowie die ehemalige Blattgröße lassen sich aus den erhaltenen Resten nicht mehr exakt berechnen. Da, nach dem Textzusammenhang zu schließen, pro Zeile durchschnittlich zehn Buchstaben (d. h. rd. 2 cm) weggeschnitten sind, dürfte die Schriftspiegelbreite höchstens 8 cm betragen haben; daraus folgt, daß die Hs. Oktavformat (höchstens 150 x 100 mm) gehabt haben wird.

Obwohl die Schrift auf den einzelnen Blattseiten nicht ganz einheitlich wirkt (auf den ehemals überklebten Seiten ist sie ein wenig breiter geworden), stammt sie doch zweifellos von einer und derselben Hand. Es handelt sich bei ihr um eine sorgfältige, relativ kleine, zwischen den 5–6 mm hohen Zeilen stehende gotische Buchschrift relativ altertümlichen Typs (Vorstufe der Textura), deren genauere Datierung jedoch dadurch erschwert wird, daß sich ältere, für das 13. Jh. kennzeichnende Züge mit jüngeren, schon ins beginnende 14. Jh.weisenden Zügen mischen<sup>12</sup>. So zeigen die ohne Betonung der Vertikalen geschriebenen Buchstaben noch kaum Spuren engerer Zusammenrückung; Bogenverbindungen kommen nur bei *de* und *do* sowie bei *pp* und *bb* vor. Charakteristisch für den Schriftduktus sind ferner die feinen Ansatz- und Abstriche mancher Buchstaben (besonders bei *m*, *n*, *u* und *i*), der ausschließliche Gebrauch von langem *s* auch am Wortende, von *z* ohne Unterlänge und von einstöckigem *a* mit teilweise nur angedeuteter und jedenfalls nie geschlossener Kopfschleife; weiterhin das Nebeneinander von *ð*-förmigem und *d*-förmigem (fast wie *cl* wirkendem) *d* (bisweilen sogar innerhalb eines und desselben Wortes, z. B. in *ridder* Bl. A 2r), ferner die Beschränkung von gekrümmtem *r* auf die Kombination *or* (aber selbst in dieser mit altem *r* wechselnd), der häufige Schrägstrich auf dem *i* (besonders in der Verbindung mit *m* und *n*) und auf seiner nur im Wortanlaut (aber auch da nicht regelmäßig) vorkommenden Variante *j* sowie auf dem (nur in französisch-stämmigen Wörtern wie *yoste*, *spanyol*, *anyowe* usw. verwendeten) *y*; weiterhin der äußerst seltene Gebrauch der Buchstaben *f* und *v* (an deren Stelle meist *u* geschrieben wird), die Verwendung von *uu* neben *u*, sowie schließlich der sparsame Gebrauch von Abkürzungen (nur Nasalstrich für *m* und *n*, dazu *eñ* = *ende* und *p* = *per* in den Wörtern

<sup>12</sup> Vgl. zum folgenden J. KIRCHNER, *Germanistische Handschriftenpraxis*, München 1967, S. 17ff.; J. KIRCHNER, *Scriptura gothica libraria*, München Wien 1966, passim; W. MEYER, *Die Buchstabenverbindungen der sog. gotischen Schrift* (Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Gött., Phil.-hist. Kl., Folge I, Nr. 6), Berlin 1897.

*pt'* = *pert* und *pedut* = *perdut* (afrz. 'verloren')). Zierbuchstaben fehlen völlig; lediglich einmal findet sich eine schwach rubrizierte und durch etwas größere Höhe hervorgehobene Majuskel zu Versanfang (Bl. B 1v, V. 15)<sup>13</sup>.

Dieser insgesamt etwas widerspruchsvolle paläographische Befund erlaubt als solcher keinen exakteren Datierungsansatz als die vage Angabe „um 1300“ mit einer Schwankungsbreite von etwa einem Vierteljahrhundert nach oben und unten. Auch der an und für sich recht altertümlich kodikologische Charakter der Fragmente (Oktavformat, ungespalten ohne Versabsetzung beschrieben) läßt eine genauere zeitliche Festlegung nicht zu, da diese für Epenhandschriften archaische und bescheidene kodikologische Form sich im konservativeren Niederdeutschland anscheinend länger gehalten hat als im hochdeutschen (und im niederländischen) Bereich, wo man sie nach der Mitte des 13. Jh.s kaum noch antrifft<sup>14</sup>. In der Frage der Datierung der Loccumer Artuseposfragmente läßt sich somit allein aufgrund des paläographisch-kodikologischen Befundes vorerst über den genannten vagen Ansatz „um 1300“ nicht hinauskommen; die im weiteren folgende Erörterung der sprachlichen und literaturgeschichtlichen Aspekte des Textes wird unter anderem zu zeigen haben, ob und inwieweit sich dieser Ansatz durch weitere Fakten doch präzisieren läßt.

### III

Grundlage jeder näheren sprach- und literaturgeschichtlichen Untersuchung der Loccumer Artuseposfragmente muß freilich zunächst einmal eine genaue und überlieferungsgetreue Textedition sein. BORCHLINGS Abdruck von 1898, der einzige bisher existierende, zeichnet sich zwar durch eine sorgfältige und im großen ganzen wohlüberlegte Textwiedergabe aus, ist aber nichtsdestoweniger doch in dreierlei Hinsicht verbesserungsbedürftig. Zum einen lassen sich verschiedene der BORCHLING zweifelhaft gebliebenen Wörter oder Buchstaben durch erneute Autopsie

<sup>3</sup> BORCHLING S. 186 schreibt irrtümlich „Bl. 1b“ statt „2b“.

<sup>14</sup> Leider gibt es nur sehr wenige mittelniederdt. Epenhss. des 13./14. Jh.s, die man für paläographisch-kodikologische Vergleiche heranziehen könnte. Betrachtet man etwa die Hss. der frühmittelniederdt. *Apokalypse*, die vermutlich ältesten mittelniederdt. Großdichtung, die uns erhalten ist, dann zeigt sich, daß nur die noch aus dem 13. Jh. stammenden Fragmente der Hs. B (Berlin, SBPK, Mgo 345) eine den Loccumer Fragmenten entsprechende kodikologische Einrichtung (Oktavformat und Beschriftung ohne Versabsetzung) aufweisen, während die dem 14. Jh. angehörenden Textzeugen schon entweder abgesetzte Verse oder aber ein repräsentativeres Format zeigen.

der Handschrift sowie durch Zuhilfenahme von Ultraviolett-Photographien eindeutig identifizieren und darüber hinaus auch einige seiner anderen Lesungen korrigieren; zum anderen scheint es so zu sein, daß die Reihenfolge der insgesamt acht Blattseiten von BORCHLING nicht ganz richtig erkannt worden ist, so daß sein Text auch unter diesem Aspekt neu zu arrangieren ist; zum dritten schließlich dürfte es nützlich sein, einen solchermaßen berichtigten Textabdruck durch behutsame Versuche zur Wiederherstellung wenigstens eines Teils der durch Beschnitt verstümmelten Verse zu ergänzen.

Hier sind nun zunächst einige Bemerkungen zur Lesbarkeit des Textes und zur Reihenfolge der acht erhaltenen Blattseiten der Fragmente erforderlich. Die Lesbarkeit ist infolge des schlechten Erhaltungszustands der Blätter stark beeinträchtigt, besonders auf den ehemals gegen die Einbanddeckel geklebten Seiten. Auf der einen dieser Seiten (A 1r) ist die Beschriftung sogar soweit vergangen, daß der Text überhaupt nicht mehr, auch nicht unter Ultraviolett- oder Infrarotlicht, erkennbar ist. Auf den übrigen Seiten ist die Schrift zwar auch größtenteils stark verblaßt sowie durch Leim- und Wassereinwirkung stellenweise verlaufen bzw. abgeblättert; doch lassen sich durch Zuhilfenahme von Ultraviolett-Photographien zahlreiche Buchstaben und Wörter, die mit bloßem Auge nur noch mühsam bzw. nicht mehr eindeutig erkennbar sind, wieder besser lesbar machen. Auch bei normalem Licht einwandfrei lesbar sind lediglich die Blattseiten A 2r und A 2v<sup>15</sup>.

Aufgrund der starken Textverluste, die durch den Beschnitt der beiden Doppelblätter verursacht und später durch Wurmfraß, Leim- und Wasserschäden noch vergrößert worden sind, ist kaum ein einziger Vers der Fragmente unversehrt überliefert. Kleinere Lücken innerhalb des erhaltenen Versbestandes lassen sich zwar konjizierend mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit ergänzen, doch ist der Gesamttext auch nach solchen Konjekturen infolge des Wegfalls der oberen und unteren Blattteile noch so stark verstümmelt, daß sich nur sehr allgemeine Aussagen über seinen Inhalt machen und nur vermutungsweise Schlüsse über die Reihenfolge der auf den erhaltenen Blatteilen überlieferten Versgruppen ziehen lassen. So ist noch nicht einmal mit Sicherheit auszumachen, ob die beiden Doppelblätter überhaupt aus einem unmittelbar zusammengehö-

<sup>15</sup> Der Bibliotheksverwaltung des Klosters Loccum möchte ich für die liebenswürdige Übersendung der Hs. nach Münster und für die Erlaubnis zur Anfertigung von UV-Photographien durch die Phototechnische Zentralstelle der hiesigen Universität auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.



rigen Teil des ehemaligen Kodex stammen, also entweder ineinander gehörige Teile derselben Lage oder die jeweils äußeren Doppelblätter zweier direkt aufeinander folgender Lagen bilden. Selbst wenn man, wozu gewisse inhaltliche Bezüge zu berechtigen scheinen (vgl. Abschn. V), einmal letzteres annimmt, also damit rechnet, daß beide Doppelblattreste einigermaßen nah zusammengehörige Versgruppen überliefern, selbst dann bleiben doch immer noch verzweifelt viele theoretische Möglichkeiten der Blattfolge<sup>16</sup>. Es wird sich also aufgrund der vorliegenden Fragmente allein (d. h. solange uns nicht neue Funde zuhilfe kommen) wohl niemals bündig feststellen lassen, ob die in BORCHLINGS Abdruck gewählte oder die hier vorgeschlagene Textanordnung die richtigere ist. Für die hiesige Textanordnung, die auf der Annahme beruht, daß beide Doppelblätter aus derselben Lage (vermutlich einer Quaternion) stammen, spricht m. E., daß sich dann ein wenigstens einigermaßen erkennbarer Inhaltszusammenhang, insbesondere zwischen den verschiedenen Doppelblättern angehörigen Seiten A 1v und B 1r, ergibt. (Zu Einzelheiten der inhaltlichen Zuordnung der einzelnen Blattseiten s. u. Abschn. V.)

#### IV

Der folgende Textabdruck gibt den handschriftlichen Wortlaut buchstabengetreu<sup>17</sup> wieder. Wegen der starken Textverluste wird darauf verzichtet, die Abkürzungen aufzulösen und eine interpretierende Zeichensetzung einzuführen. Die beiden am schlechtesten lesbaren Seiten A 1v und B 2r werden zeilengetreu abgedruckt, die übrigen Seiten dagegen versweise abgesetzt. Unsicher lesbare und nur noch unter UV-Licht bzw. auf UV-Photographien erkennbare Buchstaben und Wörter werden kursiviert; vollends Unleserliches wird durch einfache Punkte ersetzt. Auf halber Zeilenhöhe stehende fette Punkte entsprechen den Reimpunkten der Handschrift. Durch Beschnitt, Wurmfraß oder Abbröckeln des Pergaments entstandene Textlücken werden durch [ ] angedeutet. An einigen Stellen ist versucht worden, solche Textlücken durch Konjek-

<sup>16</sup> Da nicht einwandfrei feststellbar ist, was bei den beiden Doppelblattresten Vorderblatt, was Rückblatt ist, ergeben sich je nach dem, ob man die beiden Doppelblätter ineinander liegend oder nacheinander liegend annehmen will, mindestens 16 verschiedene theoretische Blattfolgemöglichkeiten.

<sup>17</sup> Buchstabengetreu, aber nicht zeichengetreu; das heißt, daß die verschiedenen *d*- und *r*-Allographen drucktechnisch nicht unterschieden werden und langes *s* durch normales *s* ersetzt wird.

turen (kursiv innerhalb eckiger Klammern) zu ergänzen. Mit Ausnahme der Verse 10–15 von Seite B 1r, bei denen es sich um wörtliche Übernahmen aus dem *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue (V. 56–61) handelt, treten diese Ergänzungen nicht mit dem Anspruch auf, den ursprünglichen Wortlaut genau getroffen zu haben; sie können angesichts der starken Textverluste und des dadurch allzu oft unklar bleibenden Handlungszusammenhangs durchweg nur den Wert von (als subjektiv-interpretierende Verständnishilfen gedachten) Annäherungsversuchen haben. Vom hiesigen Textabdruck abweichende Lesungen BORCHLINGS sind in den beigegebenen Anmerkungen zum Text nur dann (und zwar mit dem Sigel „B.“) vermerkt, wenn die Lesung des jeweiligen Wortes tatsächlich zweifelhaft ist; eindeutige Lese- oder Druckfehler sind dagegen stillschweigend verbessert.

## Textabdruck

## A 1r

(Beschriftung vollständig vergangen)

## A 1v

[            ] . . . . [            ] .. ridder her • . . . .  
 [            ] . . . . . [            ] he is uan arde en  
 [            ] *punturtois* • Ine sa ne heleth  
 [*riden bat* • ] de op ors i gesat • he is .. engel  
 5 [            ] . . . . . ne he sper uor svinden •  
 [            ] [            ] de dot dat we • wi solē  
 [            ] . . . . . dat spreket sage •  
 [            ] . . . drage • si meide ic na  
 [            ] . . . *hoger anker uan golde*  
 10 [            ] .. *helme svmen* • dar is g. . .  
 [            ] . . . . . *hoger werdicheite* •  
 [            ] . . . ic se riker . . . • dat is enen  
 [            ] so uele • he heuet den pris • so wā  
 [            ] nt he is de duuel up der brac •

1–2 *mehrere kleine Löcher im Pergament.*

2 *erstes Wort der Zeile vielleicht ther (so B.).*

3 *punturtois: Lesung (nach B.) sehr unsicher.*

6 *de dot: do det B.; we: wy (?) B.*

9 *golde: Lesung (nach B.) sehr unsicher.*

12 *riker . . . •: riker dat • (B.); is enen: Wortgrenze unklar, auch isen en (so B.) möglich.*

- 15 [            ]here ysenyac • uor den stolten  
 [            ]uf ors mit couerturen wolge  
 [dan •     ]. . . . .

15 ysenyac: vsenyac (B.).

16 uf: u *halb weggeschnitten*.

17 *nur noch Oberteile der Buchstaben sichtbar, jedoch nicht identifizierbar.*

## B 1r

- [        ] uersce zappel alle dagē •  
 e[        ]niet mer urowen •  
 rike j[        ]to howen •  
 dreget the wer [        ]tit •  
 5 eñ alde rep *af* ander sii[t •  
       ] uerdrucket alle lof •  
 he su [*ket koning*] artuses hof •  
 de wile dat i. [        • ]  
 also de blomen dor dat gras [  
 10 *mach be*] rehte gerne leuen •  
 en is de [*rehte wnsch*] gegeuen •  
 werrel<sup>l</sup>liker ere[n •  
*de kan be*] wol gemeren •  
 mit menige[*r bande reiner*] doget •  
 15 he is en blome der jo[*get* •  
*be en*] ahte net up dat got •  
 na h[*ogem werde*] stot je sin mot •  
 jt rep al[        ]rre •  
 hir comet en uanesu[*rye* •  
 20        ] gehorde dat •  
 dar de lah [        ]  
 de stolthet dar uan moren •

1 uersce: *erster und fünfter Buchstabe sehr undeutlich, Lesung jedoch sicher nicht yerste (so B.)*.

2 mer: *auch mit möglich*.

5 *af*: *Lesung unsicher; B. liest aß, doch kommt das Graphem ß in den Fragmenten sonst nirgends vor.*

10–15 *vgl. 'Armer Heinrich' V. 55–60.*

12 werrel<sup>l</sup>liker: *werrdeliker (so B.)?*

15 jo[*get*]: *o nur noch zur Hälfte erhalten; könnte auch u sein.*

16 net (*sic!*).

19 uanesu[*rye*]: *dritter, vierter und sechster Buchstabe undeutlich, doch vgl. vanasurye auf Bl. B 1v, V. 13 u. 20.*

22 moren: *moten (B.)*.

## B 1v

- [*do be dat ho*]rde althant •  
 den helm he [*schiere u*]pbant •  
 de uan slegen was [            • ]  
 en hertes gewige dar uppe [*stot* •  
 5 *dar*] mohte men wnder scowen •  
 [            *wa*]s to howen •  
 dar sa men de enē [            ]  
                   ]den helme hangen •  
 de ander [            *va*]ste stan •  
 10 mit den sporen sloh [*be sin caste*]lan •  
 eñ hurtede uort ouer [            ]  
 entgegen den uianden [ • ]  
 uore [            *de*] vanasurye helt •  
 de maniger [            ] velt •  
 15 De uorsten bethe wolge[*boren* •  
*s*]logen de ors mit den sporen •  
 [*si quemen*] to samene ge ulogen •  
 en yoste [*begunde do*] ungelogen •  
 dat it menih [            ]t gesach •  
 20 galant den vana[*surye sta*]h •  
 . . . . . *mit all* . . . in

2 [*u*]pbant: *Rest des u noch sichtbar.*

5 wnder (*sic!*).

10 [*caste*]lan: *vgl. Bl. A 2v, V. 13 u. 24.*

15 De *mit rubrizierter Majuskel.*

19 dat: *oder dar?*

## B 2r

- . . . dar gewan *al dar* [            ]  
 s . . r • so manih uw . . geh . . [            ]  
 geuangen • n . . t en ther • j [            ]  
 br . . t . e stolte *haulir* • linti [            ]  
 5 sin wapen was *gelic* en hake • [            ]  
 gardelake • *Isenbart* de rasch[e            ]  
 der *vlasche* • *spanyerol* *de rik*[e            ]  
 . . . . . menih pt' • eñ *was* oc g[            ]  
 . . stolte uan *anyowe* • . . f con[            ]

2 s . . r: *vielleicht als stur zu lesen?*

4 br . . t: *als brvst oder brot zu lesen?*

8 menih pt' (*sic!*).

9 . f: *B. liest ef; mir scheint af wahrscheinlicher.*

- 10 . *erre* • *gamuret de junge* v[ ]  
*sin* manhet niet ne halp • si[ ]  
 uorlos he *half* • de w . . . *ken* b[ ]  
 . art • eñ worden *dat* . . . any[ ]  
 eñ dar to menih . . . *ib wan*[ ]  
 15 .. en niet necan • . . . . . e .[ ]  
 . . . . . *sie* sic hadden uor . . . *t*[ ]  
 13 any[: y[ *halb weggeschnitten*.

## B 2v

- [ *cel eht*] uelenie nō pitit •  
 dat [quit *dat is q*]uath<sup>t</sup> grot •  
 eñ is en not uor alle [not •  
*dat m*]en vrenden nemet de haue •  
 5 [eñ *niet den*] uianden winnet aue •  
 menih [ ]rtoge dannen quam •  
 also men [*hem den*] breidel nam •  
 eñ rep fiance mo[n *sir* ] porcoi •  
 dat quit sikeret here • j [ ]  
 10 *ic* bin en urent nu *lat* dat stā[•  
*ic bin* ] en spanyol en rike man •  
 . . . . . [ ]tit •  
 wach arme des nen kennic [*niet* •  
 ] an scéf uos saueben •  
 15 j hebbet [*mi horen segge*]n •  
 dat ic sin geuerde bin •  
 it is [*en domph*]et eñ niet en sin •  
 dat j mi ne[*met min*] gewin •  
 de uiande ulet hi uer[*re bin* •  
 20 eñ] j sumet jv seluer eñ mi •  
 ge[ ]e ic ges . . . . en •  
 dat j uns be[ ]  
 6 ]rtoge: *ergänze* [be]rtoge?  
 11 *vor* en noch *Punkt* sichtbar, der jedoch kein Reimpunkt sein kann, sondern wohl eber Schluß-  
 punkt eines Namen- oder *Worikürzels* (Muster: •b• = Boeue im mnd. 'Boeue van  
*Hamtone*' oder •co• = coninc in zahlreichen mnd. Epenhandschriften) sein dürfte.  
 15 *segge*]n: n *halb weggeschnitten*.  
 20 *zwischen* sumet und jv *Punkt*, der jedoch kein Reimpunkt sein kann.

## A 2r

[ ]an enen ueitane •  
 eñ va . en . . . [ ] walt •  
 do dat gesah de helet balt [•  
*de cone*] sone uan hardenis •

- 5 do gelet he • [*des sit wis* •]  
 dat em nie leder negescah •  
 . . . [ ] he do sprach •  
 sie stappeden . . . [  
*sprac*] he minniclike do •
- 10 helpe here [*got* ]  
 eñ segede ine quā nie an nine [  
*dat swere*] jc oppe de sele min •  
 dar ic also g[ ]  
*de also got* ridder ware •
- 15 nara hu . . . [ ]de [  
 ] uf noh got dar wither •  
 howet [ ] nider •  
 eñ gelatet else gi blint [*sit* •  
*is he*] geuan ic makene quit •
- 20 er de [ ]  
 mi dot utermatē we •  
 dat uns [ ]uere here •  
 hebbet gedan ane [  
 ] struz dauoret •
- 25 wahte we he [  
 ]then bome the jungelinc •  
 de [ ]

15 *zwischen hu . . . und de 4-5 Buchstaben breites Loch im Pergament.*  
 26-27 *die Verstrengung bei B. ist unmöglich.*

## A 2v

- [ ]*mi* ha . al umbecant •  
 ginder [ ] scildes rant •  
 de stolte haulir [*uan punturtois* •  
*e*]ñ hameliahter szanpenois •
- 5 [ ] bethe harde uuale •  
 sie steken [ ]  
 eñ ten ons uore de muken [  
 ]*e sluken* •  
 dat ware en dinc [*harde bos*]e •
- 10 tut pedut eht nohter szose •  
 [*dat quit u*]nse haue is gare uorloren •  
 dar [ ]e wol geboren •

- 1 *oberstes Viertel der Zeile weggeschnitten.*  
 4 *hameliahter szanpenois (sic!).*  
 8 *sluken: Lesung außerordentlich unsicher.*  
 9 *bos]e: Rest des s noch sichtbar.*  
 11 *haue (sic!).*

- dat castelan uan [  
*al*]s di stolten uan birtanien •  
 15 ge[*sagen to den*] stunden •  
 dat sin helm up ge[*bunden* •  
*was en*] sine herteswige ho •  
 de uan za[                    ]o •  
 geciret wol uan golde •  
 20 de [                    ]n wolde •  
 de *vorde* vor dem stol[  
           *e*]m was grot gewin •  
 menih ors [*wal gedan* •]  
 en manich hoge castelan •  
 25 wart [                    ]
- 21 *vorde: oder rorde?*

## V

Da es die starken Textverluste der Loccumer Fragmente so ungemein schwer machen, die auf den Resten der sieben noch lesbaren Blattseiten geschilderten Geschehnisse klar zu erkennen und zu einer sinnvollen Handlungsfolge zusammenzuordnen, ist es natürlich erst recht schwierig, zu einer literarischen Wertung und zu einer Einordnung des Textes in die Geschichte der mittelalterlichen dt. Epik zu gelangen. Soviel freilich scheint aufgrund der erhaltenen Bruchstücke, vor allem aufgrund der darin vorkommenden Eigennamen (die ja immer die zuverlässigste Handhabe zur literarischen Bestimmung epischer Fragmente bilden), sicher zu sein, daß wir es bei den Loccumer Bruchstücken mit den Resten einer sonst nicht weiter bezeugten Dichtung aus dem Umkreis der Artusepik zu tun haben (vgl. *Artuses hof* Bl. B 1r und *die stolten uan Birtanien* Bl. A 2v)<sup>18</sup>. Ausgehend von dieser Feststellung wird sich der folgende Versuch einer näheren literatur- und sprachgeschichtlichen Charakterisierung der Fragmente vornehmlich um folgende Fragenkomplexe zu bemühen haben:

1. Lassen sich, über die allgemeine Feststellung der Zugehörigkeit zur Artusepik hinaus, aufgrund des Eigennamenmaterials und des (wie gesagt nur vage erkennbaren) Erzählinhalts der Fragmente irgendwelche genaueren Aussagen machen, die eine Zuweisung der Loccumer Fragmente zu einem der verschiedenen Stoffzweige der *matière de Bretagne* ermöglichen?

2. Läßt sich insbesondere, etwa aufgrund der zahlreichen in den mittelniederdt. Text eingestreuten altfranz. Zitate, eine bestimmte altfranz.

<sup>18</sup> Textzitate erfolgen hier und im folgenden stets mit Großschreibung der Eigennamen und mit Auflösung der Abkürzungen.

Quelle für das bis auf die vorliegenden Reste verlorene deutsche Epos nachweisen?

3. Sind darüber hinaus irgendwelche inhaltlichen und sprachlich-stilistischen Berührungen der Fragmente mit anderen Werken der mittelniederdt., der mittelhochdt. oder der mittelniederld. Literatur zu erkennen?

4. Läßt sich aufgrund des sprachlich-orthographischen und des wortgeographischen Charakters der Fragmente ermitteln, ob der Text zu einer ursprünglich in mittelniederdt., in mittelhochdt. oder in mittelniederld. Sprache verfaßten Dichtung gehört?

5. Ist es schließlich aufgrund der Ergebnisse aller vorhergehenden Überlegungen möglich, nähere Feststellungen darüber zu treffen, wann und wo die (nach der paläographisch-kodikologischen Analyse spätestens um 1300 niedergeschriebene) Handschrift bzw. wann und wo der Originaltext entstanden ist?

Hinsichtlich des erstgenannten Fragenkomplexes läßt sich, gemäß der oben vorgeschlagenen Reihenfolge der Blattseiten, folgende stichwortartige Übersicht über Erzählinhalt und Personal der Fragmente geben:

Bl. A 1v: Rühmung eines Ritters (aus dem Lande *Punturtois*?) und Erwähnung eines *bere Ysenyac* (oder *Usenyac*).

Bl. B 1r: Rühmung eines Ritters, der sich auf der Suche nach *Artuses hof* befindet; Meldung der Ankunft eines (anderen oder mit diesem identischen?) Ritters *uan Esu[rye]* (wohl mit dem in Bl. B 1v genannten *van Asurye helt* identisch), der auch als *de stolthet uan Moren* bezeichnet wird.

Bl. B 1v: Beginn eines Zweikampfes zwischen *Galant* und dem *van Asurye helt*, zwei wohlgeborenen Fürsten. Einer der beiden (*Galant*?) trägt ein Hirschgeweih als Helmzier.

Bl. B 2r: Nennung mehrerer Ritter (als Mitglieder eines oder verschiedener Heere?): *de stolte Haulir*, *Isenbart de rasche*, *Spanyerol de rike*, (*de*) *stolte van Anyowe* und *Gamuret de junge*; dazu die Ortsnamen (?) *Linti*[. . . .] und *Gardelake*.

Bl. 2 Bv: Ein von seinen Freunden irrtümlich für einen Feind gehaltener und angegriffener Ritter (*en spanyol*, *en rike man*; vermutlich identisch mit dem zuvor genannten *Spanyerol de rike*) klärt seine Freunde mit ungehaltenen Worten über ihren Irrtum auf.

Bl. A 2r: Der *sone uan Hardenis* klagt, daß ihm nie größeres Leid widerfahren sei, und gelobt, einen Gefangenen (*Dauoret*?) zu befreien.



Bl. A 2v: Kampf (?) zwischen *Hameliabter szanpenois* und *de stolte Haulir*; Klage einer Partei über ihre Niederlage bzw. über den Verlust ihrer Habe; Erwähnung der *stolten van Birtanien* und des Kämpfers mit dem Hirschgeweih (s. o. Bl. B 1v).

Leider ist es aufgrund dieser über das Gesagte hinaus nicht näher präzisierbaren Handlungselemente und der in ihnen enthaltenen Eigennamen nicht möglich, festzustellen, zu welchem „Zweig vom Wunderbaume der Aventiuren des Königs Artus“<sup>19</sup>, zu welcher spezifischen Artussage also die Loccumer Fragmente gehören. Denn obwohl der Text eine Reihe altfrz. Wörter und Redensarten enthält (s. u.), so daß von daher der Gedanke an eine frz. Vorlage an und für sich naheliegt, ist es mir doch nicht gelungen, aufgrund dieses Namenmaterials und der altfrz. Zitate des Textes ein frz. Artusepos als Quelle zu ermitteln. Mit Ausnahme der Namen *Artus* und *Birtanien* (Bretagne) kommt, nach Ausweis der einschlägigen Namenbücher zur altfrz. Literatur<sup>20</sup>, kein einziger der in den Fragmenten auftretenden Eigennamen in der frz. Artusepik vor. Wohl aber finden sich einige dieser Namen im *Parzival* Wolframs von Eschenbach wieder: *Gamuret*, *Anyowe*, *Isenbart* und *Punturtois*<sup>21</sup>. Diese Namenübereinstimmungen sind es denn auch gewesen, die BORCHLING bereits zu der (von ROETHE zustimmend aufgegriffenen) Vermutung veranlaßt hatten, daß die Loccumer Fragmente zu einem sonst unbekanntem Epos „aus dem Kreis der von Wolfram beeinflussten Dichtungen“ gehören müßten<sup>22</sup>.

Geht man diesem von BORCHLING und ROETHE leider nicht näher präzisierten Gedanken weiter nach, so fällt zunächst auf, daß die vier genannten Namen (zu denen man auch noch die drei Herkunftsbezeichnungen *Szanpenois*, *Spanyol* und *Moren[lant?]* stellen kann<sup>23</sup>) allesamt der Vorgeschichte des *Parzival*, also dem nicht auf Chrestiens *Perceval* ('Li contes del graal') zurückgehenden, sondern dem von Wolfram mehr oder weniger frei erfundenen Gahmuret-Teil, entstammen. Gerade die Gestalt

<sup>19</sup> Formulierung in Anlehnung an V. 123ff. des rheinfränk. Artuseposfragments *Manuel und Amande* (hrsg. ZfdA 26 (1882) 297ff.).

<sup>20</sup> L.-F. FLUTRE, *Table des noms propres avec toutes leurs variantes figurant dans les romans du moyen-âge*, Poitiers 1962; G. D. WEST, *An index of proper names in French Arthurian verse romances 1150-1300*, Toronto 1969.

<sup>21</sup> Vgl. die Namenkonkordanz im Kommentarband von E. MARTIN, *Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel* (Germanist. Handbibl., IX, 2), Halle a. d. S. 1903, S. 623ff.

<sup>22</sup> BORCHLING S. 189f.

<sup>23</sup> Vgl. MARTIN ebd. (*Schamponeys* V. 86, 12 u. ö.; *Spanyol* V. 39, 15 u. ö.; *Moren* V. 41, 6 u. ö.).

und der Name Ga(h)murets (als Erzählfigur ist er eine an die Orientabenteuer des englischen Königs Richard Löwenherz angelehnte Eigenfindung Wolframs, als Name vermutlich eine Umbildung von Chrestiens *roi Ban de Gomoret*)<sup>24</sup> haben mehrfach in die dem Vorbild Wolframs verpflichtete nachklassische Epik des dt. Mittelalters Eingang gefunden: so z. B. in das um 1230/50 im hessisch-thüringischen Gebiet entstandene, nur fragmentarisch erhaltene Abenteuerepos *Tirol und Fridebrant*<sup>25</sup>, so in Albrechts (von Scharfenberg?) um 1270 in Ostmitteleuropa begonnenen und in Bayern vollendeten *Jüngerer Titurel*<sup>26</sup>, und so auch in das nicht genau datierbare (um 1250, vielleicht aber auch erst im 14. Jh. entstandene) oberdt. Epos *Wigamur*<sup>27</sup>. Eine kurze Anspielung auf Ga(h)murets Orientfahrt findet sich überdies noch in dem um 1210/20 im ostfränkischen Raum entstandenen ritterlichen Lehrgedicht *Winsbecke*<sup>28</sup>.

Ähnlich wie bei *Tirol und Fridebrant* oder wie beim *Wigamur* scheint es sich also auch bei den Loccumer Fragmenten um die Reste eines Epos zu handeln, das nicht auf eine bestimmte altfrz. Artusdichtung zurückgeht, sondern vielmehr, nach dem Vorbild von Wolframs Gahmuret-Geschichte mit ihrer bunten Mischung von Artuswelt und Orientfahrt, sowie unter Übernahme der bekannten Wolframschen Namen *Gamuret*, *Anyowe*, *Isenbart* und *Punturtois* (samt der ebendort, allerdings auch anderweitig vorkommenden Herkunftsnamen *Szanpenois*, *Spanyol* und *Moren[lant?]*) eine aus gängigen Motiven (auf Bl. B 2v scheint es sich um das beliebte Motiv vom Kampf zwischen sich nicht erkennenden Freunden zu handeln<sup>29</sup>) frei komponierte und mit einer Reihe selbst erfundener Figuren und Namen (*Hardenis*, *Galant*, *Haulir*, *Hameliahter* usw.)<sup>30</sup> versehene Handlung zum Inhalt hatte.

<sup>24</sup> Vgl. MARTIN S. 16 zu V. 5, 23 sowie F. PANZER, *Gahmuret, Quellenstudien zu Wolframs Parzival*, Heidelberg 1940.

<sup>25</sup> Vgl. *Winsbeckische Gedichte nebst Tirol und Fridebrant*, hrg. v. A. LEITZMANN, 3. neubearb. Aufl. v. I. REIFFENSTEIN (Altdt. Textbibl., 9), Tübingen 1962, S. 90 (Strophe D 2).

<sup>26</sup> Vgl. *Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel*, kritisch hrg. v. W. WOLF (DTM, XLV), Berlin 1955, Str. 816ff.

<sup>27</sup> Vgl. *Wigamur*, V. 4854 u. 4989, in: C. v. KRAUS, *Mittelhochdt. Übungsbuch*, 2. Aufl., Heidelberg 1926, S. 109ff.

<sup>28</sup> LEITZMANN/REIFFENSTEIN (wie Anm. 25), S. 11 (Str. 18).

<sup>29</sup> Vgl. W. HARMS, *Der Kampf mit dem Freund oder Verwandten in d. dt. Literatur bis um 1300* (Medium Aevum, 1), München 1963.

<sup>30</sup> Solche selbsterfundenen Namen kommen seit Wolfram, der auch hierfür das legitimierende Vorbild abgab, in der höfischen Epik immer wieder vor. Erinnerung sei hier nur an den schon genannten *Wigamur*, in dem neben traditionellen Artuswelt-

Nicht völlig ausgeschlossen werden kann freilich auch die Möglichkeit, daß es sich, den besprochenen Wolfram-Entlehnungen zum Trotz, bei den Loccumer Fragmenten doch um eine Bearbeitung eines (bisher allerdings nicht nachweisbaren) frz. Artusepos handeln könnte, und zwar dergestalt, daß der dt. Dichter den Inhalt der hypothetischen frz. Vorlage zwar im wesentlichen beibehalten, dessen Namenmaterial jedoch konsequent einesteils durch von Wolfram entlehnte, andernteils durch frei erfundene Namen ersetzt hätte. Eine derartige Alternative, die sich etwa auf das Beispiel des um die Mitte des 13. Jh.s in Hessen oder Thüringen entstandenen Artusromans *Segremors* berufen könnte, der seiner Handlung nach auf den *Meraugis de Portlesguez* des Raoul de Houdenc zurückgeht, dessen Namen von Helden und Schauplätzen hingegen durchweg Entlehnungen aus Wolfram oder aber Eigenerfindungen sind<sup>31</sup>, eine derartige Hypothese scheint mir allerdings weitaus weniger wahrscheinlich zu sein als die zuvor besprochene Annahme, daß es sich bei den Loccumer Fragmenten um die Reste eines vom Gahmuret-Teil des *Parzival* angelegten Werkes der Wolfram-Schule handelt.

Kennzeichnend für Wolframs Gahmuret-Handlung ist, wie hinlänglich bekannt, die Verbindung der französisch-englischen Artuswelt mit orientalischen Namen und Schauplätzen. Es scheint, daß auch in den Loccumer Fragmenten eine ähnliche Verbindung vorliegt. In den Orient dürften insbesondere die beiden als *de van Asurye* und als *Spanyerol de rike* bzw. *en epanyol en rike man* bezeichneten Figuren weisen. Kaum zweifelhaft kann sein, daß *Spanyerol* bzw. *Spanyol* einen aus Spanien (und das ist für die mittelalterliche dt. Literatur allemal das maurisch-islamische Spanien) stammenden Helden bezeichnet (vgl. Wolfram, *Parzival*, V. 39, 15; 48, 9 u. ö.). Sollte dann *de van Asurye* ebenfalls ein Moslem und Orientale, nämlich ein Ritter aus Syrien/Assyrien (arab. *as-Suriye*) sein, und sich auf ihn dann die rühmende Bezeichnung *de stolthet uan Moren[lant]* (Bl. B 1r) beziehen? Da sich eine ansprechende Deutung des Namens *Asurye* aus der traditionellen Namenwelt der Artusepik, soviel ich sehe, nicht finden läßt, scheint mir der hier gegebene Deutungsvorschlag recht gut in das angedeutete Gesamtbild zu passen.

Namen eine ganze Reihe recht bizarrer Eigenschöpfungen wie *Lypondrigrun*, *Dyartorfrogrant* oder *Affrisydone* vorkommen, oder an den in anderem Zusammenhang gleich noch einmal zu nennenden *Segremors*, in dem außer den Hauptfiguren alle sonstigen vorkommenden Personen selbsterfundene Namen tragen.

<sup>31</sup> Vgl. P. G. BEYER, *Die mitteldt. Segremorsfragmente, Untersuchung und Ausgabe*, Diss. Marburg 1909, S. 117.

## VI

Einmal auf Zusammenhänge der Loccumer Fragmente mit Wolframs Gahmuret-Erzählung aufmerksam geworden, vermeint man, über die erwähnten Namen- und Schauplatzgleichheiten hinaus, auch in einzelnen Formulierungen sowie besonders im Wortschatz der Fragmente Wolframs Einfluß zu verspüren. Wenn in dem (unglücklicherweise besonders schlecht lesbaren und inhaltlich deswegen nicht klar durchschaubaren) Textstück A 1v innerhalb der Schilderung eines vorzüglichen Helden ein *hoger anker uan golde* (Z. 9) und in der Folgezeile ein *helm* erwähnt wird, so fällt einem dabei alsbald ein, daß bei Wolfram kein anderer als eben Gahmuret einen Anker als Helmzier trägt (vgl. z. B. *Pz.* 36, 16: *sinen anker uf dem helme hoch*; ferner 23, 4f., wo ausdrücklich gesagt wird, daß Gahmurets Ankerwappen aus Gold angefertigt ist). Und angesichts des in Z. 2 der gleichen Blattseite stehenden Verses *he is uan arde en . . .* [ ] kommt einem dann auch alsbald in den Sinn, daß gerade das Substantiv *art* eines von Wolframs Lieblings- und Schlüsselwörtern ist<sup>32</sup> und daß bei ihm (wiederum in der Gahmuret-Geschichte!) der dem obigen sehr ähnliche Vers (*er*) *was von arde ein künic hër* (48, 5) vorkommt. Da der zitierte Vers der Loccumer Fragmente auf einen Vers reimt, der auf den aus Wolfram entlehnten Ländernamen *Punturtois* ausgeht, könnte man aufgrund des genannten Wolframverses sowie angesichts der Tatsache, daß Wolframs beliebtestes Reimwort für auf *-ois* endigende Namen das Adjektiv *curtois* ist<sup>33</sup>, versuchsweise an eine Rekonstruktion des verstümmelten Verspaares wie: *he is uan arde en [koning curtois • de cone heleth uan] Punturtois* (oder ähnlich) denken.

Freilich, über die genannten Versanklänge hinaus findet man in den Fragmenten zwar noch außerordentlich viele Wortschatzgemeinsamkeiten mit Wolframs Werken – so die in der Artusdichtung sonst seltene Vorliebe für das Substantiv *heleth|helt*<sup>34</sup>, das Vorkommen von Lehnwörtern wie *couerture*, *castelan*, *yoste*, *hurten*, *zappel* und manches andere mehr (Näheres dazu s. u. Abschn. IX) –; regelrecht Wort für Wort übereinstimmende Verse sind darüber hinaus aber, soviel ich sehe, nicht vorhanden. Wohl aber besteht, wie bereits einleitend bemerkt, bei sechs

<sup>32</sup> Vgl. J. BUMKE, *Die Wolfram von Eschenbach-Forschung 'seit 1945*, München 1970 S. 105f. (mit Verweis auf J. SCHWIETERING, *Natur und art*, ZfdA 91 (1961/62) 108–137).

<sup>33</sup> Vgl. R. M. S. HEFFNER, *Collected indexes to the works of Wolfram von Eschenbach*, Madison 1961.

<sup>34</sup> Vgl. E. WIESSNER, *Höfisches Rittertum (1200–1300)*, in: F. MAURER/F. STROH, *Deutsche Wortgeschichte*, 2. Aufl., Bd. I, Berlin 1959, S. 149–203, darin S. 152.

Versen der Fragmente engste textliche Übereinstimmung mit einer Versgruppe aus dem *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue. Es handelt sich dabei um eine Versgruppe aus dem Preis der ritterlichen Tugenden jenes Ungenannten, der auf der Suche nach *Artuses hof* ist (Bl. B 1r), und die hier, zusammen mit den entsprechenden Versen Hartmanns, noch einmal (wie zuvor mit Ergänzung der Beschnittlücken) angeführt sei:

*alse de blomen dor dat gras*  
 [mach he] rechte gerne leuen  
 en is de [rechte wnsch] gegeben  
 werreltliker ere[n]  
 de kan he] wol gemeren  
 mit menige[r hande reiner] doget  
 he is en blome der jo[get]  
 (Fragm., Bl. B1r, V. 10ff.)

*ane alle missewende*  
 stuont sin geburt unde sin leben:  
 im was der rehte wunsch gegeben  
 von wertlichen eren:  
 die kunde er wol gemeren  
 mit aller hande reiner tugent.  
 er was ein bluome der jugent.  
 (A. Heinr., V. 54ff.)

Eine so weitgehende textliche Übereinstimmung kann kein Zufall sein. Vielmehr ist der Schluß unabweislich, daß der Verfasser des Loccumer Epos die angeführten Verse regelrecht aus Hartmanns Text übernommen hat. Ein derartiges Hartmann-Zitat ist nun in der mittelalterlichen dt. Dichtung durchaus kein einmaliger Fall. Wie aus den anderen Werken der mittelhochdt. Klassiker, so haben die Epigonen des 13./14. Jh.s auch aus dem *Armen Heinrich* immer wieder einmal einzelne Wendungen oder ganze Versgruppen entlehnt<sup>35</sup>; und so sind denn auch speziell jene Worte, mit denen Hartmann die höfischen Vorzüge des Ritters Heinrich von Ouwe preist, nicht nur in das Loccumer Epos, sondern auch in mindestens zwei weitere Texte der späteren Zeit übernommen worden: in die um 1300 entstandene *Gute Frau* eines niederalemannischen Anonymus<sup>36</sup> und in den *Stephanus* des nicht genau datierbaren Passauer Dichters Haug (Havich) des Kellners<sup>37</sup>.

Die bisherigen Beobachtungen von Einflüssen Wolframs und Hartmanns geben nun natürlich zu der Frage Anlaß, ob die Loccumer Fragmente etwa noch weitere sprachlich-stilistische Berührungen mit anderen Werken der mittelalterlichen dt. Literatur aufweisen. Das Ergebnis einer dahingehenden Überprüfung ist jedoch, abgesehen von dem wohl zufälligen Gleichklang des unmittelbar vor dem erwähnten Hartmann-Zitat stehenden Verses *alse de blomen dor dat gras* (s. o.) mit dem zweiten Vers

<sup>35</sup> Vgl. WOLFF (wie Anm. 7) S. XVII ff.

<sup>36</sup> „der milte uz erkorne | was ein zil der eren: | die kunde er wol gemeren | mit aller hande tugende. | er was ein bluome der tugende.“ (V. 1473 ff.).

<sup>37</sup> „ir mut situend nur noch eren | si chund auch wol meren | manigerleie tugent. | ya was sy in irr jugent | ein chron weiplicher zuht.“ (V. 4548 ff.).

des *Traumliedes* Walthers von der Vogelweide: *Do der sumer komen was und die bluomen dur daz gras wünnelichen drungen . . .* (L 94, 11 ff.), negativ. Zwar klingen mehrere Verse der Schilderung des Zweikampfes in Bl. B 1v an ähnliche Formulierungen in den verschiedensten mittelhochdt. (und auch mittelniederld.) Epen an<sup>38</sup>; aber engere, über jeweils unabhängige Benutzung eines den Dichtern der damaligen Zeit gemeinsamen Formelschatzes hinausgehende sprachlich-stilistische Übereinstimmungen bestehen hier und in den restlichen Versen der Fragmente (soweit deren bruchstückhafter Textzustand ein diesbezügliches Urteil erlaubt) doch wohl nicht.

## VII

Wie bereits von BORCHLING festgestellt und wie auch hier schon erwähnt, enthalten die Loccumer Fragmente eine verhältnismäßig große Zahl von altfrz. Textbestandteilen. Ich meine damit nicht eigentlich die bei der späteren Wortschatzanalyse noch näher zu besprechenden, in den Text eingestreuten Einzelwörter wie *couerture*, *castelan*, *yoste* usw., sondern vielmehr eine Reihe ganzer altfrz. Sätze, die, jeweils eingeleitet durch die Formel *dat quit* 'das bedeutet', anschließend in mittelniederdt. Sprache paraphrasierend übersetzt werden. Am klarsten zu erkennen ist dabei der Satz *tut peredut eht nohter szose* • [*dat quit u*]nse haue is gare uorloren (Bl. A 2v, V. 1/f.)<sup>39</sup>; weniger deutlich, weil durch Beschnitt verstümmelt, sind die Sätze [*cel eht*] uelenie non pitit • *dat* [*quit dat is q*]uathet grot (Bl. B 2v, V. 1f.), *fiance mo[n sir . . .]* porcoi • *dat quit siker*[*h*]et here (ebd., V. 8f.) und wohl auch . . . . *an scéf uos saueben* • *j hebbet* [*mi horen segge*]n (ebd., V. 14f.). Altfrz. Textzitate in mittelalterlichen dt. Epen sind nun an sich durchaus nichts Seltenes<sup>40</sup>; auch Wolfram schiebt in seinen mittelhochdt. Text immer wieder einmal altfrz. Floskeln ein (die folgenden Beispiele sämtlich aus der Gahmuret-Handlung): *rois de Franze* (69, 29); *bien sei venuz, beas sir* (76, 11); *regin de Franze* (76, 13); *bon fiz, scher fiz, bea fiz* (113, 4) u. dgl. Andere Epiker wie Gottfried von Straßburg, Ulrich von Türheim, der *Karlmeinet*-Dichter usw. haben dergleichen modischen Aufputz ihrer

<sup>38</sup> Vgl. F. BODE, *Die Kampfschilderungen in den mittelhochdt. Epen*, Diss. Greifswald 1909; T.-U. HUR, *Die Darstellung der großen Schlacht in der deutschen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts*, Diss. München 1971; M. BÜLBRING, *Zur Vorgeschichte der mittelniederld. Epik, Eine vergleichende Untersuchung der Kampfformeln*, Bonn 1930.

<sup>39</sup> Vgl. Anm. 18.

<sup>40</sup> Vgl. WIESSNER (wie Anm. 34) S. 151 ff. nebst den dort genannten Werken von PALANDER-SUOLAHTI, ÖHMANN und FRINGS/SCHIEB.

Texte ebenfalls gelegentlich nicht verschmäht<sup>41</sup>. Immerhin erscheinen drei ganze altfrz. Sätze innerhalb eines nur 15 Verse umfassenden Textstückes (Bl. B 2v, V. 1–15) als ein überdurchschnittlich großer Anteil altfrz. Sprachmaterials, für den ich weder aus der mittelhochdt. noch erst recht nicht aus der mittelniederdt. oder der mittelniederld. Epik Vergleichbares anzuführen wüßte<sup>42</sup>.

Sollte denn also der unbekannte Verfasser des Epos, dessen spärliche Reste uns in den Loccumer Fragmenten überliefert sind, vielleicht doch, entgegen allen vorstehenden Argumenten, ein altfrz. Originalepos als Vorlage benutzt und die erwähnten Verse daraus in seinen dt. Text übernommen haben? Mit vollkommener Sicherheit ausschließen läßt sich diese Hypothese natürlich nicht; dennoch halte ich sie für außerordentlich unwahrscheinlich. Es scheint mir vielmehr so zu sein, daß dieser Dichter, dessen Vorbild nach Ausweis der obigen Zusammenstellungen Wolframs *Parzival* war und der außerdem auch den *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue gekannt und benutzt hat, nach der Art der meisten Epigonen einen Stilzug seines Vorbildes gesteigert und übertrieben hat. Wenn der von ihm bewunderte Wolfram im Gebrauch altfrz. Wendungen vergleichsweise sparsam war und sie zur gelegentlichen Veranschaulichung des frz. Stoffhintergrundes seines Werkes beiläufig und wie mit einem humorvollen Augenzwinkern in seinen Text einfließen ließ, dann sieht es beim Loccumer Dichter doch eher so aus, als habe er mit seinen an einer Stelle gehäuft auftretenden altfrz. Zitaten prunken und seine Sprachkenntnisse selbstgefällig zur Schau stellen wollen.

Daß sich hinter dem altfrz. Aufputz des Loccumer Textes in der Tat Wolframscher Einfluß verbergen dürfte, scheint mir überdies aus einem der genannten vier altfrz. Textein sprengsel recht deutlich hervorzugehen: die Worte *fiance mo[n sir . . . ] dat quit siker[h]et here* erinnern m. E. unüberhörbar an Wolframs Worte *der* (von Gahmuret besiegte Hiuteger) *iesch die fianze . . . er sprach: min sicherheit si din* (38, 6 u. 12). Wohl ist zuzugeben, daß das Lehnwort *fianze* ebenso wie das sinngleiche dt. *sicherheit* als terminus technicus des Ritterwesens („das Ehrenwort, besonders des sich Ergebenden, ganz nach dem Willen des Überwinders zu leben.“<sup>43</sup>) in der mittelhochdt. höfischen Epik seit Wolfram (bei dem *fianze* zum ersten

<sup>41</sup> Vgl. die Nachweise zu den einzelnen Dichtern und Werken bei PALANDER-SUOLAHTI.

<sup>42</sup> Ulrich von Türheims *Rennewart* z. B. weist bei insgesamt 36518 Versen nicht mehr als 18 altfrz. Sätze auf!

<sup>43</sup> MARTIN (wie Anm. 21) S. 49.

<sup>44</sup> Vgl. WIESSNER (wie Anm. 34) S. 153.

Mal auftaucht!<sup>44</sup>) mehrfach begegnet<sup>45</sup>; dennoch kenne ich aus den übrigen Texten keine weitere Stelle, die so unmittelbar an diejenige der Loccumer Fragmente erinnert wie diejenige Wolframs.

### VIII

Die vorstehenden Nachweise, daß die in mittelniederdt. Sprache überlieferten Loccumer Fragmente in Namenwelt und Diktion unleugbare Beziehungen zum Gahmuret-Teil von Wolframs *Parzival* aufweisen und darüber hinaus durch die Übernahme einer ganzen Versgruppe aus Hartmanns *Armen Heinrich* noch einen weiteren klaren Beweis für ihre Beeinflussung durch die klassische mittelhochdt. Epik enthalten, erheischen nun freilich gebieterisch eine Antwort auf die Frage, wie diese Fragmente des einzigen bisher bekannten Artusromans in mittelniederdt. Sprache zeitlich und räumlich in die Geschichte der mittelalterlichen dt. Epik einzuordnen sind. Das Kernproblem ist dabei das, ob die Fragmente zu einem von Anfang an in niederdt. Sprache verfaßten Werk gehören oder ob sie aus einer niederdt. Abschrift eines ursprünglich in hochdt. (sei es mittel-, sei es oberdt.) Sprache verfaßten Epos stammen. Auf die zentrale Wichtigkeit dieser Frage besonders für unser Bild von der frühen mittelniederdt. Literatur hatte bereits ROETHE in seiner eingangs genannten kurzen Erwähnung der Fragmente aufmerksam gemacht. Sein leider allzu knapper Hinweis auf die verschiedenartigen Tendenzen innerhalb des sprachlichen Bildes der Fragmente sei, da er die einzige bisher veröffentlichte Stellungnahme zu dieser Frage bildet, zu Beginn unserer eigenen diesbezüglichen Überlegungen in vollem Wortlaut zitiert:

„Ob in diese Reihe [nämlich der mitteldt. schreibenden Dichter niederdt. Herkunft wie Eilhart von Oberg, Berthold von Holle usw.] auch das Loccumer Fragment eines nd. überlieferten Artusgedichtes gehört, das Borchling eben (. . .) mitteilt? Es zeigt engen Zusammenhang mit Wolfram: unter den wenigen gesicherten Reimen befindet sich *gescab* : *sprach*; auch *seluer* und andere *er*-Formen, dann etwa *herbes gewige* (nd. *twich*, *horn*), kaum die *z*-Worte *ciren*, *struz*, *sage* (?), ließen sich für md. Einflüsse oder Vorlage anführen. Andere möglicherweise md. Züge wie die Negation *niet*, wie *hír*, *dannen* (mnd. selten), *jungelinc* (mnd. selten und nur poetisch), an sich schon wenig beweisend, sind hier besonders zweideutig, da gewisse Spuren in der Schreibung der Hs. (so *eñ*, *ons*) nach dem fränkischen Westen deuten und mnd. Einwirkungen in Gesichtswerte rücken.“<sup>46</sup>

<sup>45</sup> Vgl. die Einzelnachweise bei PALANDER-SUOLAHTI.

<sup>46</sup> ROETHE (wie Anm. 5) S. 110.



Angesichts dieses verwirrenden Befundes hatte ROETHE mit den Worten geschlossen: „Zu einer Antwort auf die Frage reichen die geringen, schlecht erhaltenen Reste nicht aus.“ Wenn hier dennoch der Versuch unternommen wird, den sprachlichen Charakter etwas genauer zu bestimmen und von da aus die Frage der literaturgeschichtlichen Einordnung besser in den Griff zu bekommen, dann geschieht dies mit dem Wissen, daß man angesichts der beklagenswerten Kürze und Lückenhaftigkeit der Fragmente bestenfalls zur Feststellung größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeiten wird vorstoßen können, daß aber am Ende vielleicht mehr neue Probleme aufgeworfen als alte Fragen gelöst sein werden.

Beginnen wir mit den Reimen. Deren Untersuchung wird dadurch erschwert, daß nur etwa bei der Hälfte des Textes beide Reimwörter eines Verspaares erhalten sind; von diesen gesichert überlieferten Reimwortpaaren hinwiederum sind leider die allermeisten hinsichtlich der Frage nach hoch- und niederdt. Original insoweit neutral, als sie sowohl in der einen wie in der anderen Lautform reine Reime bilden. (Die Frage der wortgeographischen Verbreitung der Reimwörter sei dabei zunächst einmal ausgeklammert.) Lediglich das eine, auch von ROETHE angeführte Reimwortpaar *gescab : sprach* (Bl. A 2r, V. 6f.) scheint, da es in genuin niederdt. Lautform keinen reinen Reim ergibt, eindeutig dafür zu sprechen, daß wir es bei den Loccumer Fragmenten mit einem ursprünglich nicht niederdt. Text zu tun haben. Dennoch besagt dieser eine hochdt. Reim nicht eben viel, da es ja während der ganzen mittelniederdt. Periode zu den Eigentümlichkeiten der niederdt. Dichter gehört hat, eine Reihe von hochdt. Reimformeln zu übernehmen<sup>47</sup>; und zu diesen hochdt. Lehnreimen gehört dem Typ nach auch *gescab : sprach*. Ebenso gehört zu dieser Gruppe von aus genuin mittelniederdt. Dichtungen zur Genüge bekannten hochdt. Reimformeln auch das verstümmelte, aufgrund des Kontextes aber einigermaßen zuversichtlich zu rekonstruierende Reimwortpaar *gesach : [stac]h* (Bl. B 1v, V. 19f.). In einem anderen Fall, wo ein Reimwort durch Beschnitt verlorengegangen ist, erfordert demgegenüber der Sinnzusammenhang geradezu notwendigerweise eine Ergänzung, die nur in niederdt. (bzw. in niederld.) Lautform einen korrekten Reim darstellt, nicht aber in hochdt. (lautverschobener) Gestalt: *dat*

<sup>47</sup> Vgl. dazu zuletzt J. MEYER, *Die mittelniederdt. Verserzählung 'De Deif van Brugge'*, Neumünster 1970, S. 124f., sowie R. PETERS, *Mittelniederdt. Sprache*, in: *Niederdeutsch, Sprache und Literatur, Eine Einführung*, hrsg. v. J. GOOSSENS, Bd. I: *Sprache*, Neumünster 1973, S. 66–115, darin S. 108.

[*quit dat is q*] *uathbet grot • ende is en not uor alle [not •]* (Bl. B 2v, V. 2f.)<sup>47a</sup>. Der auf Bl. B 1r, V. 7f. überlieferte Reim *hof : lof* hinwiederum wäre nur in einem Teil des hochdt. Gebietes, im Oberdt., unzulässig, dagegen im Mitteldt. ebenso tadellos wie im Niederdt. oder Niederld. Ebenso steht es mit dem aufgrund des Kontextes zu erschließenden Reim *tit : [niet]* (Bl. B 2v, V. 12f.)<sup>48</sup>.

## IX

Die Reimwortanalyse der Loccumer Fragmente hat also zunächst nicht viel mehr als eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür erbracht, daß der in niederdt. Sprachform überlieferte Text seinem Ursprung nach kaum oberdt. gewesen sein dürfte. Es ist nun weiter zu fragen, ob sich etwa aus dem orthographisch-lautlichen Befund der bisher mit Absicht nur ganz allgemein als mittelniederdt. (ohne landschaftliche Präzisierung) bezeichneten Fragmente nähere Aufschlüsse sowohl für eine Lokalisierung der Loccumer Hs. innerhalb des niederdt. Sprachgebietes, als auch für die Ermittlung der mutmaßlichen Sprachgestalt und der Lokalisierung dieses Originaltextes gewinnen lassen.

Zunächst wird man mit hinlänglicher Gewißheit sagen können, daß als Entstehungsraum der Handschrift Westfalen in Betracht kommen dürfte. Ohne hier eine vollständige graphematisch-phonologische Analyse der Fragmente geben zu wollen, seien in aller Kürze diejenigen Wortformen genannt, die als typische Westfalismen zu gelten haben<sup>49</sup>: *uuale* 'wohl' (A 2v), daneben aber auch *wol* (B 1r, A 2v); *wi solen* 'wir sollen' (A 1v) statt *wi scholen* oder *schulen*; *seluer* 'selber' (B 2v) statt *sülve*; *menih* 'manch(er)' (B 1r, B 1v, B 2r 2x, A 2v) neben seltenerem *manih* (B 2r, A 2v); *ende* 'und' (so stets) statt *unde*<sup>50</sup>; *nen* und *nin* 'kein' (B 2 v A 2r)

<sup>47a</sup> Voreilig wäre es, in diesem einen, unverschoben-niederdt. Lautstand erfordernden Reim schon einen bündigen Beweis dafür zu sehen, daß der Loccumer Text auf ein niederdt. Original zurückgeht; Reime dieses Typs kommen nämlich auch in älteren nordmitteldt. Dichtungen vor: das Reimpaar *not : groz* bei dem Nordthüringer Wernher von Elmendorf (Ed. BUMKE, V. 197f.), das Reimpaar *groz : tot* im *Alexanderlied* des mittelfränk. Pfaffen Lambrecht (Ed. KINZEL, V. 1221f.).

<sup>48</sup> *i* : *ie*-Reime kommen zwar in den genannten Gebieten, nicht aber im Oberdt. vor; außerdem würde das Wort *niet* im Oberdt. natürlich *nicht* lauten und also erst recht keinen Reim ergeben.

<sup>49</sup> Vgl. zum folgenden allgemein A. LASCH, *Mittelniederdt. Grammatik*, Halle a. d. S. 1914, bes. § 12; G. KORLÉN, *Die mittelniederdt. Texte des 13. Jahrhunderts*, Lund 1945, bes. S. 92ff.; R. PETERS (wie Anm. 47), bes. S. 70.

<sup>50</sup> Die Verbreitung von *ende* und sein Verhältnis zu *ande*, *inde* und *unde* im westlichen Mittelniederdt. ist bisher noch nicht befriedigend geklärt. Die Angaben von E. H.

statt *ken*, *gen*, *nigen*; *vrent* 'Freund' (B 2v, 2x) statt *vrun*t; *niet* (B 1r, B 2r, 2x, B 2v) neben *net* (B 1r) statt *nicht*; *ons* 'uns' (A 2v) neben *uns* (B 2v); *op*, *oppe* 'auf' (A 1v, A 2r) neben *up*, *uppe* (A 1v, B 1r, B 1v); *nob* 'noch' (A 2r); dazu der ausschließliche Gebrauch der Endung *-et* für alle drei Pluralformen.

Besonders bemerkenswert ist schließlich auch die mehrere Male bewahrte *th*-Schreibung für altes /ð/ in den Artikelformen *ther* (B 2r), *the* (A 2r) und *then* (ebd.) sowie in den Wörtern *heleth* 'Held' (A 1v), *bethe* 'beide' (B 1v, A 2v) und *wither* 'wider' (A 2r). Mit diesen *th*-Formen dürften wir nämlich nicht nur ein weiteres Indiz für eine Herkunft der Handschrift aus Westfalen vor uns haben, sondern zugleich auch ein orthographisches Datierungskriterium. Zwar fehlt es noch an eingehenderen Untersuchungen über die regionalen Unterschiede bei der Ablösung der alten *th*-Schreibung durch *dh* und schließlich einfaches *d*<sup>51</sup>; nach meinen Beobachtungen scheint es aber so zu sein, daß sich die *th*-Schreibung in Westfalen am zähesten gehalten hat. Während in Ostfalen *th* schon früh im 13. Jh. schwindet und über *dh* (das in Westfalen sehr selten ist und z. B. in unseren Fragmenten ganz fehlt) dem einfachen *d* Platz macht, hält sich die *th*-Schreibung im Wechsel mit *d* in Westfalen während der zweiten Hälfte des 13. Jh.s noch recht gut. Nach 1300 kommen *th*-Schreibungen dagegen fast nirgendwo mehr vor<sup>52</sup>. (Ein ganz anderes

SEHRT, *Zur Geschichte der westgerm. Konjunktion* und (Hesperia, 8), Göttingen 1900, und von E. ROTH, *Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts*, Uppsala 1919, S. IX–XIII, bedürfen, so aufschlußreich sie sind, in bezug auf *ende* der Ergänzung und Korrektur. Es stimmt z. B. nicht, daß *ende* im Westfälischen auf den äußersten Westrand, d. h. die Grenzzone zum Ostmittel-niederld., beschränkt sei; vielmehr kommt *ende* verstreut in beinahe ganz Westfalen vor. Manchmal wird in zwei am gleichen Ort und um die gleiche Zeit geschriebenen Hss. einmal überwiegend *ande*, das andere Mal überwiegend *ende* geschrieben (vgl. etwa KORLÉN S. 101 u. 106). Im übrigen weisen bekanntlich schon in as. Zeit die westf. Texte (z. B. die Freckenhorster Heberolle oder das altwestf. Taufgelöbnis) *ende* bzw. *endi* auf.

<sup>51</sup> Vgl. etwa F. WOESTE, *Wie wurde im Altwestfälischen das Th ausgesprochen?*, Monatschrift f. rhein.-westfäl. Gesch.forschung u. Altertumskunde 2 (1876) 153–154 (mit interessantem Belegmaterial); ferner LASCH, §§ 227 u. 305, und KORLÉN, *passim*. Nicht zugänglich war mir die von E. SCHRÖDER, *Die älteste Urkunde in niederdt. Sprache*, NdJb 62 (1936) 1–3 genannte Spezialuntersuchung von W. SCHLÜTER in den Mitteilungen d. Ges. f. Geschichte u. Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands, 18 [um 1870/80] 522 ff.

<sup>52</sup> Beim weitgehenden Fehlen frühmittelniederdt. Texte sind zu dieser Frage insbesondere die Schreibungen der niederdt. Orts- und Personennamen in lat. Urkunden des 11.–14. Jh.s zu beachten. Ein beliebiges Beispiel: die Angehörigen des westf. Adelsgeschlechtes *de Rethe* = *van Rede* (aus Rhede bei Bocholt) urkunden bis zum Ende des 13. Jh.s ausschließlich mit der Namensform *de Rethe*, seit dem 14. Jh.

Phänomen sind selbstverständlich die späteren *tb*-Schreibungen für altes *t* im Mittelniederdt. des 15./16. Jh.s.) Die altertümlichen *tb*-Graphien der Loccumer Fragmente passen also nicht nur, ebenso wie die zuvor angeführten orthographisch-lautlichen Kriterien, am besten nach Westfalen, sondern sie warnen (im Verein mit den archaischen *uu-* und *su-* statt *w-* und *sw-*Schreibungen, mit dem Fehlen jeglicher *gb*-Schreibungen und mit der konsequenten Verwendung von langem *s* am Wortende) überdies auch davor, eine von der Paläographie, also den Buchstabenformen her (s. o. Abschn. II) allenfalls mögliche Spätdatierung der Handschrift nach 1300 für wahrscheinlich zu halten.

## X

Ermöglichte uns der orthographisch-lautliche Befund der Loccumer Fragmente, eine Entstehung der Handschrift in Westfalen zu erschließen (und zwar, wie wir hinzufügen wollen, eher in dessen westlichem oder zentralem Teil als in dessen Ostteil), so bleibt uns in einem letzten Untersuchungsschritt noch übrig, anhand des Wortschatzes der Fragmente einen Versuch zur wortgeographischen Einordnung und damit zur Lokalisierung des Originaltextes zu unternehmen; daran anschließend sei dann eine auf allem Vorausgehenden aufbauende Hypothese über die sprach- und literaturgeschichtliche Situation, in der ich mir die Entstehung des Originals denke, gewagt.

Der Wortschatz der Fragmente ist so deutlich von hochdt. Elementen bestimmt, daß man der Annahme einer genuin niederdt. Entstehung des Textes, die ja schon angesichts der oben besprochenen Wolfram- und Hartmann-Entlehnungen recht unwahrscheinlich wäre, auch vom wortgeographischen Standpunkt aus mit großer Skepsis gegenüberstehen muß. Wörter wie *jungelinc*, *geverde*, *gereide*, *struz*, *manhet*, *sikerbet* (als terminus technicus des Ritterwesens), *stappen*, *minniclike*, *gelaten* '(sich) benehmen', *gerne* und *entgegen*, dazu die Ausdrücke *bertes gewige*, *lof verdrucken*, *sper vorsvinden* und *wunder scowen* sind nach Ausweis der Wörterbücher<sup>53</sup> in genuin mittelniederdt. Texten entweder überhaupt nicht oder aber nur in westlichen (westfäl.) Texten, und selbst da selten<sup>54</sup>, anzutreffen. Dazu

hingegen nur noch mit der Namensform *van Rede* (vgl. A. SCHMEDDINGHOFF, *Die ältesten Herren von Rhede*, Westf. Zs. 90 (1934) 112–154).

<sup>53</sup> Vgl. die einschlägigen Werke von SCHILLER/LÜBBEN und LASCH/BORCHLING.

<sup>54</sup> Der oben besprochene ritterliche terminus technicus *sekerbeyt* (mhd. *sicherheit*) wird von SCHILLER/LÜBBEN nur aus einer v. J. 1260 stammenden westf. Urkunde nachgewiesen: *fidei datio que vulgariter sekerbeyt dicitur* (Westf. Urkundenbuch, Bd. III, N. 658).

kommen die aus dem Altfrz. entlehnten, allesamt der Rittersphäre zugehörigen Lehnwörter *hurten* 'stoßend losrennen', *yoste* 'ritterlicher Zweikampf zu Pferde', *castelan* 'kastilisches Pferd', *couerture* 'Pferdedecke', *zappel* 'Kranz' und *quit (maken)* 'befreien'. Sie alle sind in der mittelhochd. höfischen Epik überaus häufig<sup>55</sup>, in mittelniederdt. Texten dagegen zum größeren Teil sonst entweder gar nicht (so *hurten*, *castelan* und *yoste*) oder sehr selten (*couerture* nur noch in einer Braunschweiger Urkunde v. J. 1303 und einer Flensburger Urkunde v. J. 1438) bezeugt; lediglich *quit* 'frei' und *zappel* 'Kranz' kommen in mittelniederdt. Texten einigermaßen häufig vor<sup>56</sup>.

All dies spricht doch sehr dafür, daß die Loccumer Fragmente auf ein hochdt. Original zurückgehen dürften, wobei dahingestellt bleiben muß, ob der Dichter dieses Originals selbst aus hochdt. Gebiet stammte oder, wie Eilhart von Oberg, Berthold von Holle und die anderen in Niederdeutschland geborenen höfischen Epiker, ein hochdt. dichtender Niederdeutscher war. Sicherheit dürfte hier schwerlich zu gewinnen sein, und ich bin mir der Tatsache wohl bewußt, daß ich mit den nachfolgenden, eine Synthese aus allen vorausgehenden Untersuchungsschritten versuchenden Überlegungen zur Einordnung der Loccumer Fragmente in die Geschichte der dt. Artusepik schwankenden Boden betrete. Aufgrund aller sprach-, literatur- und kulturgeschichtlichen Aspekte des Textes scheint es mir am wahrscheinlichsten, daß der Verfasser, wenn er aus hochdt. Gebiet stammte, am ehesten im westmitteldt. Raum, genauer gesagt in dem Westfalen benachbarten Mittelfranken (Kölner Kulturraum) beheimatet war, bzw. daß er, wenn er Niederdeutscher war, aus Westfalen stammte. Als Entstehungszeit des Originals wäre etwa die Zeit um 1225–50 anzunehmen. Oberdt. Herkunft des Verfassers kann mit Sicherheit ausgeschlossen werden; das beweisen zum einen die bereits erwähnten Reime *hof* : *lof*, *grot* : [*not*] und *tît* : [*niet*], zum andern das Vorkommen der drei Wörter *breidel* 'Zügel', *ginder* 'dort drüben' und *wach* 'ach, wehe!', die sämtlich nur in westfäl.-westmitteldt.-niederld. Texten vorkommen<sup>57</sup>. Zwar wäre theoretisch nicht ausge-

<sup>55</sup> Vgl. die Nachweise bei PALANDER-SUOLAHTI.

<sup>56</sup> Vgl. P. KATARA, *Das franz. Lehnwort in den mittelniederdt. Denkmälern des 13. Jahrhunderts*, Helsinki 1942, sowie DERS., *Das franz. Lehnwort in den mittelniederdt. Denkmälern von 1300–1600*, Helsinki 1966.

<sup>57</sup> Zu *breidel* vgl. besonders E. ROTH, *Studien zur niederdt. Apokalypse*, Zs. f. Mundartforschg. 23 (1955) 45–48, darin 55, sowie DERS., *Zu den Bezeichnungen für 'Eiszapfen' in den germ. Sprachen*, Stockholm 1961, S. 72 Anm. 61. – Während einfaches *wach* 'wehe' in zahlreichen mittelniederdt., mittelniederld. und mittelribuar. Texten vor-

schlossen, daß es sich bei diesen drei Wörtern um Ersatz ursprünglich anderer, dem westf. Abschreiber jedoch ungeläufiger Wörter handeln könnte; da der Schreiber der Loccumer Handschrift aber sonst keine Bedenken getragen hat, hochdt. Wortgut und frz. Lehnwörter, die im Niederdt. sonst durchaus nicht üblich waren, beizubehalten, so ist es nicht recht einzusehen, weshalb er gerade in diesen Fällen von seiner Vorlage abgewichen sein sollte.

Seit ROETHES epochemachender Sachsenspiegel-Abhandlung wissen wir, daß Ostfalens literarisches Leben, insbesondere die welfisch-braunschweigische Hofdichtung, nach Hessen-Thüringen ausgerichtet war<sup>58</sup>. Für Westfalen kann diese Ausrichtung nach Südosten, wie zuletzt E. ROTH anlässlich seiner Untersuchung der in Westfalen nach rheinischen Vorbildern entstandenen frühmittelniederdt. *Apokalypse* betont hat, nicht gelten<sup>59</sup>. Westfalen stand seit frühester Zeit, wie eben unter anderem die *Apokalypse* (die älteste mittelniederdt. Dichtung, die wir kennen) zeigt, unter dem sprachlichen, literarischen, kulturellen und auch politischen Einfluß des mittelfränkischen (Kölner) Raumes. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß man seit langem damit rechnet, daß die Artusdichtung, noch ehe sie in Oberdeutschland durch Hartmann und Wolfram eingebürgert worden ist, im Rheinland erste Wurzeln geschlagen hat<sup>60</sup>. Freilich ist uns diese frühe rheinische Artusdichtung so gut wie ganz verlorengegangen; immerhin sei daran erinnert, daß der älteste und wichtigste dt. Artusroman in Prosa, der *Lancelot*, nach frz. Vorlage (über eine mittelniederld. Zwischenstufe?) im mittelfränkischen Rheinland entstanden ist<sup>61</sup>. Ist dann die Annahme zu verwegen, daß wir in den Loccumer Fragmenten einen Reflex dieser so weitgehend verlorenen rheinischen Artusepik vor uns haben? Der unzweifelhafte, gerade in diesem Aufsatz im einzelnen nachgewiesene Einfluß Wolframs auf den Dichter des Loc-

kommt, ist die Kontraktionsform *wacharme* 'ach, ich Armer!' (Bl. B 2v, V. 13) m. W. bisher nur aus mittelniederld. Texten nachgewiesen (vgl. Mnd. Wb. IX, Sp. 1492).

<sup>58</sup> ROETHE, *passim*; ferner L. WOLFF, *Welfisch-Braunschweigische Dichtung der Ritterzeit*, NdJb 71/73 (1948/50) 68–89.

<sup>59</sup> ROTH, *Apokalypse*, bes. S. 56ff.

<sup>60</sup> Vgl. P. TILVIS, *Über die unmittelbaren Vorlagen von Hartmanns 'Erec' und 'Iwein', Ulrichs 'Lanzelet' und Wolframs 'Parzival'*, Neuphil. Mitt. 60 (1959) 29–65 u. 129–144 (mit Nennung der älteren Lit.), sowie K. RUH, *Höfische Epik des dt. Mittelalters, I* (Grundlagen der Germanistik, 7), Berlin 1968, S. 106f.

<sup>61</sup> Vgl. H.-H. STEINHOFF, *Zur Entstehungsgeschichte des dt. Prosa-Lancelot*, Probleme mittelalterl. Überlieferung u. Textkritik, hrg. v. P. F. GANZ u. W. SCHRÖDER, Berlin 1968, S. 81–95; DERS., *Zum Münchener Lancelot-Fragment*, Wolfram-Studien II (1973) 254–258.

cumer Epos stünde mit einer solchen Annahme nicht im Widerspruch, wissen wir doch, daß Wolframs Werke auch in den mittelfränkischen Rheinlanden schon im 13. Jh. bekannt geworden sind<sup>62</sup>.

So meine ich denn, daß das zunächst so verwirrend anmutende Geflecht der verschiedenen, in den Loccumer Fragmenten zutage tretenden sprachlichen und literarischen Beziehungen sich dann am zwanglosesten begreifen läßt, wenn man die Entstehung und die Überlieferung dieses Textes als einen Beleg für die Einwirkung hochhöfischer literarischer Vorbilder aus dem oberdt. Raum (Wolfram, Hartmann) auf die ältere westmitteldt.-rhein. Epentradition einerseits, und für die bekannte Ausstrahlung der westmitteldt.-rhein. Literaturprovinz nach Westfalen andererseits ansieht: – als ein Zeugnis mithin sowohl für den literarischen Wanderweg von Oberdeutschland ins Rheinland als auch für denjenigen vom Rheinland nach Westfalen. Beweisbar freilich, um es abschließend noch einmal zu sagen, ist eine solche Annahme solange nicht, als uns neue Quellen und Forschungen nicht in den Stand versetzen, zusätzliche Gesichtspunkte in die Erörterung einzubeziehen, uns also insbesondere erlauben werden, mehr und Genaueres sowohl über die ältere rheinische Dichtung (speziell die Artusepik) als auch über die verschiedenen Wanderwege der mittelhochdt. Literatur westmitteldt., ostmitteldt. und oberdt. Provenienz in die einzelnen Gebiete Niederdeutschlands zu sagen. Doch sind der Forschung hier noch allezeit überraschende neue Entdeckungen möglich<sup>63</sup>.

<sup>62</sup> Ich erinnere nur an die Wildenburger Fragmente einer ribuar. Umschrift des *Willehalm*, die von ihrem Herausgeber W. STAMMLER (ZfdPh 82 (1963) 1–29) noch ins 13. Jh. datiert werden.

<sup>63</sup> Was die ältere rheinische Epik betrifft, so sei an dieser Stelle bereits kurz darauf hingewiesen, daß ich schon vor geraumer Zeit auf ein Bruchstück einer äußerst zierlich geschriebenen, unzweifelhaft noch dem 13. Jh. angehörigen Hs. mit Resten einer epischen Dichtung in ribuar. Sprachform gestoßen bin, das bisher weder von mir noch von verschiedenen dieserhalb um eine Stellungnahme gebetenen Fachgenossen literarisch identifiziert werden konnte, und das also vielleicht aus einem bisher unbekanntem Werk der „reiche(n) mittelfränk. Literatur, über der aber kein glücklicher Stern gestanden hat“, stammt (so G. SCHIEB, brieflich). – Was die verschiedenen Wege der Einwirkung der hochdt. Literatur auf Niederdeutschland betrifft, so scheint mir E. ROOTHS oben schon erwähnte These sehr gut in das Bild der allgemeinen sprachlichen, kulturellen und politischen Verhältnisse zu passen: wir hätten demnach im wesentlichen mit zwei großen literarischen (und das heißt natürlich auch literatursprachlichen) Süd-Nord-Strömungen innerhalb Niederdeutschlands zu rechnen; dem Weg vom Rheinland nach Westfalen und dem Weg von Hessen-Thüringen nach Ostfalen. Beispielsweise liegen uns die literarischen Einwirkungen der frühen geistlichen Literatur (der Dichtung wie der Prosa) des westmitteldt.-rhein. Raumes auf Westfalen, vornehmlich dank E. ROOTHS jahrzehntelangen Apokalypse-, Psalter- und Brevier-Forschungen, recht deutlich vor

Augen. Ein Beispiel für die Vermittlung oberdt. weltlich-didaktischer Literatur der höfischen Blütezeit auf dem Wege über den westmitteldt.-rhein. Raum nach Westfalen habe ich in meinem Aufsatz über die Münsterschen Freidank-Bruchstücke (NäJb 94 (1971) 83–98) behandelt. – Nützlich wäre zweifellos eine Zusammenstellung aller in niederdt. Scriptorien angefertigten Abschriften hochdt. weltlicher Dichtungen, und zwar getrennt nach solchen, die im wesentlichen die hochdt. Sprachform der Vorlagen beibehalten und deren niederdt. Schreiber sich nur durch gelegentliche unverschobene Wortformen verraten, und andererseits nach solchen (sehr viel seltener vorkommenden) Hss., in denen hochdt. Epen in niederdt. Lautstand umgesetzt worden sind. Den Reichtum Niederdeutschlands an Handschriften mhd. klassischer Dichtungen hat seinerzeit bereits E. SCHRÖDER (*Der Prolog der Metamorphosen-Bearbeitung Albrechts von Halberstadt*, Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1909, S. 64–91) betont; systematische Untersuchungen fehlen jedoch bis heute. Einige Hinweise finden sich bei W. FECHTER, *Das Publikum der mhd. Dichtung*, Frankfurt a. M. 1935, S. 30 u. 80; Weiteres demnächst bei H. BECKERS, *Mittelniederdeutsche Literatur*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, hrg. v. J. GOOSSENS, Bd. II.



## Paderborner Sachsenspiegelfragmente

Nachdem bereits am Anfang der sechziger Jahre ein Pergamentblatt aus einer *Sachsenspiegel*-Handschrift in der Paderborner Akademischen Bibliothek entdeckt und zur Untersuchung an das damalige Seminar für Niederdeutsche und Niederländische Philologie der Universität Münster übersandt worden war, wurden im Dezember 1973 bei einer Durchsicht der Handschriften- und Bucheinbände der genannten Bibliothek zwei weitere Bruchstücke aus der gleichen Handschrift gefunden<sup>1</sup>. So liegen also nunmehr aus Einbänden herausgelöst insgesamt drei Pergamentblätter (Fragmente 1–3) mit Teilen der IV. Fassung des sächsischen Landrechts, glossiert durch Johann von Buch vor, deren Sprache ein westfälisch gefärbtes Mittelniederdeutsch ist<sup>2</sup>.

Das erste Fragment, als einziges signiert = Fra 24 (vgl. Abb. 1), ist die Hälfte eines Doppelblatts. Es ist wie die anderen Fragmente zweispaltig beschrieben, jede Spalte mit 48 Zeilen. Das Blatt ist 282:203 mm groß, der beschriebene Raum mißt 212:131 mm. Da sämtliche Einstichlöcher für die ursprüngliche Linierung des Blatts noch vorhanden sind, kann es bei seiner späteren Verwendung als Einbandmaterial vom Buchbinder nur geringfügig beschnitten worden sein. Das Pergament ist durchgehend von feiner Qualität. Die Schrift ist eine sorgfältige, gleichmäßige Textura, wahrscheinlich vom Ende des 14. Jh.s, wobei der eigentliche Landrechtstext sowie die Auszüge daraus in der Glossierung durch kräftigere Züge hervorgehoben werden (vgl. Abb. 1 u. 2). Ein Rubrikator setzte mehrere zwei Zeilen hohe Initialen ein und zierte sonst vorkommende Großbuchstaben häufig mit roten Beistrichen. Die Quellenverweise in den Glossen treten durch rote Unterstreichung deutlich hervor. Die Schrift der jeweiligen Klebeseite aller Fragmente hat durch

<sup>1</sup> An dieser Stelle möchte ich Herrn Professor Honselmann meinen Dank für seine großzügige Hilfe aussprechen.

<sup>2</sup> Zum *Sachsenspiegel* und seiner Entwicklung: K. VON AMIRA, *Germanisches Recht*, Bd. I: *Rechtsdenkmäler*, 4. Aufl. bearb. v. K. A. ECKHARDT (Grundriß der germanischen Philologie, 5/I), Berlin 1960, § 24 u. 26, mit Literatur; G. KISCH, *Sachsenspiegel-Bibliographie*, Zs. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Bd. 90 (Germanistische Abteilung), 1973, S. 73–100. Ausgabe: *Sachsenspiegel. Landrecht*. Hrg. v. K. A. ECKHARDT. 2., neubearb. Ausgabe (Monumenta germaniae historica. Fontes iuris germanici antiqui. N. s., tomi I pars I), Göttingen Berlin Frankfurt 1955.

unsorgfältige Ablösung von den Buchdeckeln zum Teil sehr stark gelitten und ist oft nur mit Mühe zu lesen.

Über die Herkunft des ersten Fragments konnte man in Paderborn keine nähere Auskunft geben; es war seinerzeit nicht vermerkt worden, aus welchem Einband es stammte.

Die Fr. 2 und 3 der Handschrift (vgl. Abb. 2) entstammen einem Ledereinband des 16. Jh.s, wo sie auf dem Vorder- bzw. Rückendeckel mit Ansatzfalz eingeklebt waren. Der Band enthält zwei Drucke: Johannes Faber, *Homiliarium centuria I*, erschienen 1541 bei Quentel in Köln, und Zmaragdi Abbatis, *In Evangelia et epistolas*, Straßburg bei Georg Ulricherus 1536. Der Band hat jetzt die Signatur Th 510a. Über die Herkunft des Bandes ist nichts Näheres bekannt. Die Rückseite des Titelblatts vom zweiten Druck, Zmaragdi, *In Evangelia*, trägt den Besitzvermerk: *Liber Fratris Johannis brinckman. Paderbornensis* und die Jahreszahl 1542. Beigebunden wurden vor dem ersten Druck drei und nach dem zweiten vier Papierblätter, die lateinische kirchliche Texte in einer Hand des 16. Jh.s enthalten. Von den Wasserzeichen, Ochsenkopf und Bär, ähnelt der Bär stark Briquet 12382 (Magdeburg 1537, Görlitz 1541) und 12383 (Osnabrück 1543)<sup>3</sup>. Da der Band früher mit einer Kette versehen war, ist zu vermuten, daß die Drucke für ein Kloster, dem Brinckman angehörte, um die Mitte des 16. Jh.s zusammengebunden wurden. Paderborn selbst ist weniger wahrscheinlich, da der Zusatz *Paderbornensis* aus verständlichen Gründen ausgerechnet dort wenig Sinn gehabt hätte<sup>4</sup>.

Im Gegensatz zum oben besprochenen ersten Fragment, das genau die Hälfte eines Doppelblatts darstellt, mit zwei vollständigen Spalten pro Seite ohne Textverlust, wurden die Fragmente 2 und 3 vom Buchbinder quer aus einem Doppelblatt herausgeschnitten. So stellen diese Fragmente je eineinhalb Blatt im Format von ca. 210:297 mm mit drei Spalten dar. Durch Beschneidung am oberen bzw. unteren Rand fehlen zwischen drei und sechs Zeilen Text. Die Fr. 2 und 3 sind von der gleichen Hand wie Fr. 1; sie sind die Reste zusammengehöriger Doppelblätter aus ein-

<sup>3</sup> C. M. BRIQUET, *Les Filigranes. Dictionnaire historique des Marques du Papier dès leur Apparition vers 1282 jusqu'en 1600*, Leipzig <sup>2</sup>1923.

<sup>4</sup> Handelt es sich vielleicht um Kloster Böödeken? Ihm gehörte um die fragliche Zeit ein Johannes Brynckman de Paderborn, der unter der Nr. 222 als Canonicus verzeichnet wird, an. Vgl. L. SCHMITZ-KALLENBERG, *Monumenta budicensia. Quellen zur Geschichte des Augustiner-Chorherrenstiftes Böödeken i. W.*, Teil 1 (Geschichtl. Darstellungen u. Quellen, Heft 2), Münster 1915, S. 28; zu Kloster Böödeken s. u. den Beitrag von R. PETERS.





undderselben Lage. Wahrscheinlich waren sie die beiden äußeren Doppelblätter eines Quaternios, was sich anhand des für die Vervollständigung der Lage fehlenden Texts errechnen läßt.

Eike von Repchow (urkundlich erwähnt zwischen 1209 und 1233) faßte den *Sachsenspiegel* zuerst in lateinischer Sprache ab. Auf Anregung des Grafen Hoyer von Falkenstein übertrug Eike den lateinischen Text unter Hinzufügung neuer Novellen, so daß eine nicht erhaltene erste deutsche Fassung zwischen 1221 und 1224 entstand (HOMEYER Ia)<sup>5</sup>. Nach mehreren Umarbeitungen erreichte der *Sachsenspiegel* mit der vierten deutschen Fassung (entstanden in der Zeit zwischen 1261 und 1270 = HOMEYER IIa) den Abschluß seiner inhaltlichen Entwicklung. Der märkische Hofrichter Johannes von Buch, dessen Landrechtglossierung hier vorliegt, hat nach einer juristischen Ausbildung in Bologna bald nach 1325 eine in der Mark Brandenburg entstandene, der IV. Fassung nahestehende Textgestalt des *Sachsenspiegels*, sowie eine Handschrift der ersten deutschen Fassung zugrunde gelegt. Als Glossenquellen dienten ihm in der Hauptsache das *Corpus juris civilis* mit Accurischer Glosse, aber auch die Kanonische Glosse; zuweilen griff er auch auf märkisches Gewohnheitsrecht zurück. Der Umfang von Buchs Glossierung ist umstritten. Es liegen vor die Klassen I (kürzere Glosse) und II (längere Glosse). Zu welcher Klasse die Paderborner Bruckstücke gehören, ist eben wegen der fragmentarischen Überlieferung nicht festzustellen.

Buchs Glossenwerk mit dem Landrecht zusammen ist in 104 zum Teil nur fragmentarisch überlieferten Handschriften enthalten. Davon sind 47 in mittel- oder oberdeutscher Sprache. Noch aus dem 14. oder von der Wende 14./15. Jh. sind 18 niederdeutsche und eine nd./lat. Handschrift bekannt; die beiden ältesten sind von 1367 (HOMEYER Nr. 1223) bzw. ca. 1368 (HOMEYER Nr. 49). Zehn dieser Handschriften sind nur bruchstückhaft überliefert, von denen drei wiederum als verschollen gelten müssen.

Im Gegensatz zum *Sachsenspiegel*, der in der Ausgabe von K. A. ECKHARDT vorliegt, ist seit STEFFENHAGENS umstrittener Edition des Glossenprologs im Jahre 1925 von einer wissenschaftlichen Ausgabe der Glossen nichts weiter erschienen<sup>6</sup>. So wird der eigentliche Landrechtstext der

<sup>5</sup> G. HOMEYER, *Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften*. Neu bearb. v. C. BORCHLING, K. A. ECKHARDT u. J. GIERKE, 1. u. 2. Abt. Weimar, 1931/34; ELISABETH NOWAK, *Die Verbreitung und Anwendung des Sachsenspiegels nach den überlieferten Handschriften*, Diss. Hamburg 1965.

<sup>6</sup> E. STEFFENHAGEN, *Die Landrechtsglosse des Sachsenspiegels. Nach der Amsterdamer Handschrift*, 1. Teil, Einleitung u. Glossenprolog (Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse, Denkschriften, 65), Wien Leipzig 1925.

Paderborner Fragmente im folgenden auszugsweise mit ECKHARDTS Ausgabe verglichen, während bei den Glossen auf O. zu HOENES Abdruck des Quakenbrücker *Sachsenspiegels* von 1422 hingewiesen wird<sup>7</sup>.

Der Text von Fr. 1 setzt ein mit dem 23. Artikel des I. Buches und geht bis I 24 § 4 einschließlich, mit einem Teil der dazugehörigen Glossen. Fehlendes erscheint in eckigen Klammern, ergänzt für den Landrechtstext nach ECKHARDT, für die Glosse nach der Quakenbrücker Handschrift; Kürzel und Nasalstriche sind aufgelöst und durch Kursivdruck gekennzeichnet, schwer lesbare Stellen sind kursiv und in eckige Klammern gesetzt. Das lange *s*, das anlautend vor Konsonant, sonst inlautend vorkommt, wird stillschweigend im Abdruck durch das runde *s* ersetzt.

zin ere eldeste euenbordige zwert [1<sup>ra</sup>]  
 mach nimpt dat herwede alleÿ  
 ne vnde is der kinder vormunde d[a]r  
 an bet ze to er[s]n iaren komen  
 zo zal he it en wedder geuen dar to

...

Nu [1<sup>vb</sup>]

mochstu prouen dat ze like vele nemen  
 nemet de swertmage dat herwede  
 zo nemet de spillenmage de gerade  
 gerade is zo vele alze gerede de vor den  
 herde gat Hir proue bi dat wilde per  
 de de men alle tijd nicht en hoed hir  
 nicht to en horet Gold noch zuluer (= Cod. Qua. 122,35–125,8)

Die beschnittenen Doppelblätter, Fr. 2 und 3, werden vom Text her als Komponente eines Quaternios behandelt<sup>8</sup>. So enthält Fr. 2 Blatt 1 der Lage mit je zwei Spalten recto und verso sowie recto Spalte a und verso Spalte b des achten Blatts, während Fr. 3 recto Spalte a und verso Spalte b des zweiten Blatts sowie Spalten a und b, recto und verso des siebten Blatts derselben Lage umfaßt.

Der Text der Fr. 2 und 3 beginnt in der Glosse zu Buch II, Artikel 2 § 1 und reicht zunächst bis zum letzten Drittel der Glosse zu II 5 § 2. Die zweite Hälfte des überlieferten Textes beginnt in der Glosse zu II 12 § 2 und fährt fort bis zur Glosse von II 12 § 15. Etwa 30 v. H. des hier

<sup>7</sup> *Codex Quakenbrugensis. Der Quakenbrücker Sachsenspiegel von 1422*, hrg. v. O. zu HOENE, San Francisco 1969.

<sup>8</sup> S. oben.

zu erwartenden Textes wurde vom Buchbinder weggeschnitten. Die Stellenangaben Blatt 1<sup>ra</sup> usw. beziehen sich auf die Position des überlieferten Textes in der rekonstruierten Lage.

gift men anders na sassen rechte dan [1<sup>ra</sup>]  
 na keyser rechte eder gestliken rechte  
 went men gift en to den negesten  
 twen dincgen In legibus gift men  
 twyntich dage · Ut in decretis iii *causa questione*

[sc]ult · hir is ock ieghen in digestis libro [2<sup>vb</sup>]  
 [IX]<sup>o</sup> Rubrica De regulis iuris lege · Jn omnibus  
 [Da]r zecget leges wat eynem gelouet  
 [w]erde zunder bescheiden tijd eder dat  
 [m]en einem to delet dat zy men to hand (= Cod Qua. 187,21–192,10)  
 [fehlende Blätter 3–6 der Lage]

De derden zin de it to vntiden schelden [7<sup>ra</sup>]  
 vnde de tijd is in vnsen rechte to hand  
 vt *supra articulo vi*<sup>o</sup> · Jn gestliken rechte is auer  
 de tijd bynnen teyn dagen · Vt in auten  
 ticis · de appellaconibus et intra que tempora *paragrafo*

[wert en man gevangen] [8<sup>vb</sup>]  
 [um] vngerichte vnde vor gerichte  
 bracht he ne mot nyn ordel schel  
 den noch de m[an] de vechten (= Cod. Qua. 203,12–206,46)

Die Sprache der Paderborner Bruchstücke ist ein stark westfälisch gefärbtes Mittelniederdeutsch. Die Orthographie wird gleichmäßig durchgeführt. Einige Schreibungen wie *-cg-* für die Geminata *-gg-* in *secge* (konsequent) oder die sporadisch auftretende Schreibung *zeth* (sonst *zecht*) 'sagt' mit *-th* für *-cht* deuten auf eine ältere Schreibtradition<sup>9</sup>. Fast ausnahmslos ist das Graphem *z* für *s* anlautend vor Vokal. Diese Erscheinung spricht für eine westliche Herkunft der Handschrift<sup>10</sup>.

Westfälische Kennzeichen sind *derde* statt *dridde*<sup>11</sup>, *wal* für *wol*<sup>12</sup>, *zal* für *schal*<sup>13</sup>.

Ein weiteres *Sachsenspiegel*-, Fragment<sup>14</sup>, auf das R. Peters mich aufmerksam machte, befindet sich im Archiv des Vereins für Geschichte und

<sup>9</sup> AGATHE LASCH, *Mittelniederdeutsche Grammatik* (Sammlung kurzer Grammatiken germ. Dialekte, Bd. IX), Halle/Saale 1914, § 343 u. 356.

<sup>10</sup> LASCH § 330.

<sup>11</sup> R. PETERS, *Mittelniederdeutsche Sprache*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, hrg. von J. GOOSSENS, Bd. 1, Neumünster 1973, S. 70.

<sup>12</sup> LASCH § 12.

<sup>13</sup> LASCH § 12.

Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, ebenfalls in der Akademischen Bibliothek. Es wurde bereits 1923 von J. LINNEBORN in dem von ihm bearbeiteten Band *Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Paderborn* verzeichnet<sup>14</sup>. Unter der Signatur Acta 297, in einem Umschlag des Katholischen Pfarramtes Pömbesen, Kreis Höxter, wird ein einseitig beschriebenes Pergamentblatt (175:217 mm, beschriebener Raum 132:184 mm) aufbewahrt. In einer Hand des 15. Jh.s (Bastarda) wird für eine nicht weiter bekannte Handschrift des Landrechts die Glossierung zu II 54 teilweise nachgetragen. Es handelt sich nicht um ein Fragment im üblichen Sinne, sondern vermutlich um eine ergänzende Korrektur der Haupthandschrift: beim Abschreiben wurden die Zeilen übergangen und sollten nun auf einem besonderen Blatt nachgetragen werden. Am Anfang und Ende des Textes ist jeweils ein Kreuz in rot, das auf die zugehörige Stelle in der Handschrift hinweist.

<sup>14</sup> *Inventare der nichtstaatlichen Archive der Provinz Westfalen*, Bd. III, Heft 2, Münster 1923, S. 205.



Die mnd. Gedichte der Paderborner Hs. Sa 8 aus Böddecken  
Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Brüder  
Conrad und Engelbert van der Wyck aus Münster

In der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek zu Paderborn<sup>1</sup> befindet sich ein Sammelband mit der Signatur Sa 8. Die Papierhandschrift, 31 × 22 cm, umfaßt 267 Blätter. Eine Beschreibung und Inhaltsangabe der Hs. geben RICHTER<sup>2</sup> und OESER<sup>3</sup>.

Die Sammelhandschrift, von der einzelne Teile 1419, 1423 (?) und 1428 geschrieben wurden, enthält Werke lateinischer Schriftsteller, so die Schriften Senecas *De moribus*, *De paupertate* und *De tranquillitate animi*, ferner „drei Werke Ciceros, den Cato maior (Abschrift datiert zum Jahre 1428), den Laelius und die Paradoxa »cum interpretatione descriptoris«, ferner die Coniuratio Catilinae und das Bellum Iugurthinum des Sallust (beide Abschriften aus dem Jahre 1428)“<sup>4</sup>. Darüber hinaus enthält die Hs. eine Reihe juristischer Traktate. Die Abhandlung *Num monachus succedat in bonis pbeodalibus* wurde 1419 geschrieben.

Für den nd. Philologen sind in diesem Kodex nur die beiden ersten Blätter interessant. Sie enthalten nämlich neben einer Reihe von Notizen in lateinischer Sprache (Bl. 1r, 1v unten, 2r untere Hälfte und 2v) und einem unvollständigen Inhaltsverzeichnis (Bl. 2rb, obere Hälfte) zwei Gedichte in mnd. Sprache<sup>5</sup>. Ihnen gilt die folgende Untersuchung. Das erste, aus 83 Versen bestehende Gedicht befindet sich auf Bl. 1v, das zweite, 20 Verse umfassend, auf Bl. 2r.

<sup>1</sup> Herrn Professor Honselmann möchte ich für seine Unterstützung herzlich danken.

<sup>2</sup> W. RICHTER, *Handschriften-Verzeichnis der Theodorianischen Bibliothek zu Paderborn*, Teil 2, Paderborn 1897, S. 51.

<sup>3</sup> W. OESER, *Die Handschriftenbestände und die Schreibtätigkeit im Augustiner-Chorherrenstift Böddecken*, Arch. f. Gesch. d. Buchwesens 7 (1967) Sp. 317–448.

<sup>4</sup> OESER Sp. 384.

<sup>5</sup> RICHTER S. 51: „Auf den ersten Blättern verschiedene Notizen und 2 niedersächsische Gedichte“. OESER Sp. 417: „(1.) Notizen und zwei nds. (mnd.) Gedichte – Das Incipit des vorangestellten, längeren Gedichts: »Alze ick dencke in my selven / wo dattet in der werlde steyt / unde war mede dat se umme gheit / So denket [sic!] my alto grote pyne / lange in desser [sic!] werlt tho syne / . . . « – Der Gesamttenor: Man kann es niemandem recht machen! – Das kürzere Gedicht beginnt: »De eyne stat wilt regern [sic!] / de solt desse [sic!] puncte hantern / Eyndrechtich syn myt trowen / unde ghemene erbar [sic!] an schowen / . . . «

Die Gedichte sind in Kursiva geschrieben; Kursivmerkmale sind das einstöckige *a* sowie die Schleifen bei den Oberlängen. Die Schrift könnte aus der Mitte des 15. Jh.s stammen.

Das erste Gedicht handelt von der Unmöglichkeit, es allen recht zu machen. Zu Beginn bekennt der Dichter, es sei ihm eine allzu große Pein, länger in der Welt zu leben. Die Begründung dafür, in einer langen Reihe von Beispielen gegeben, lautet, man könne es doch niemandem recht machen. Die letzten beiden Verse können als Motto des Gedichts angesehen werden: *Aldus kan ik des nicht genogen / Dat al man like wal wil genogen*, das kann ich nicht fügen, was jedem gleich wohl genügt. Das zweite Gedicht enthält Anweisungen für jemanden, der eine Stadt regieren will.

Die verschiedenen Teile der Hs. wurden zu verschiedenen Zeiten geschrieben – so einzelne Teile in den Jahren 1419 und 1428 – und erst später zusammengebunden. Vor dem eigentlichen Text befanden sich danach zwei leere Vorsatzblätter. Als terminus post quem des Zusammenbindens der einzelnen Teile zur Sammelhandschrift ergibt sich aus der Überschrift eines Traktats das Jahr 1433<sup>6</sup>.

Auf dem zweiten Blatt der Hs. findet sich als Wasserzeichen ein *tête de bœuf*, höchstwahrscheinlich identisch mit BRIQUET<sup>7</sup> Nr. 14779.

Blatt 3r beginnt, in roter Schrift, mit einem Besitzvermerk: *Liber monasterii Sancti Meynolfi in bodeken ordinis Canoniorum Regularium Paderbornensis diocesis Quem contulit eidem frater Engelbertus van der wyck de ciuitate monasteriensis oriundus in vtroque iure bacularius in ibi professus.*

Die Hs. stammt also aus dem Kloster Böddeken, Kreis Büren, im Bistum Paderborn<sup>8</sup>. Der Chorherr Engelbert van der Wyck aus Münster schenkte sie dem Kloster. OESER hält es mit Recht nicht für „wahrscheinlich (. . .)“, daß er an der Erstellung dieser Hs. beteiligt war<sup>9</sup>. 1475 ist Engelbert van der Wyck in Böddeken als Schreiber einer Papierhandschrift bezeugt<sup>10</sup>. Er starb in Böddeken im Jahre 1495<sup>11</sup>.

<sup>6</sup> *Instrumentum excommunicationis seu interdicti strenui militis Conradi de Aufsez vigore constitutionum concilii Basiliensis anno 1433.*

<sup>7</sup> C. M. BRIQUET, *Les Filigranes. Dictionnaire historique des Marques du Papier dès leur Apparition vers 1282 jusqu'en 1600*, 4. Bd. P-Z, Leipzig <sup>a</sup>1923, S. 743: Erfurt, 1428.

<sup>8</sup> Dieses Kloster war im 15. Jh. Mittelpunkt der Reformtätigkeit der Augustiner-Chorherren. Die ersten Augustiner-Chorherren wurden 1409 aus dem Kloster Bethlehem bei Zwolle nach Böddeken geschickt.

<sup>9</sup> OESER Sp. 417.

<sup>10</sup> OESER Sp. 377 und J. STAENDER, *Chirographorum in regia bibliotheca Paulina Monasteriensis catalogus*, Vratislaviae 1889, S. 41, Nr. 169. Der Kodex gelangte über die

Für den folgenden Textabdruck gilt prinzipiell, daß er die Hs. genau wiedergeben soll. Konjekturen werden nur dann vorgenommen, wenn es sich um einwandfrei fehlerhafte Schreibungen handelt. Die graphischen Zeichen für *u, v, i, j* werden beibehalten. Nur die Zeichen für *s* sind so vereinheitlicht, daß langes und rundes *s* als *s*, *z* als *z* erscheinen. Abbrüviaturen werden aufgelöst und durch kursive Schreibung als solche gekennzeichnet.

Am Versanfang erscheinen in der Hs. teils Großbuchstaben, teils vergrößerte Normalbuchstaben; eine genaue Trennung zwischen beiden ist manchmal nicht möglich. Im Abdruck erhält jeder Zeilenbeginn einen Großbuchstaben. Eine Interpunktion gibt es in der Hs. nicht, sie wird zur Gliederung des Textes eingeführt.

## I

- [1va]
- Alze ick dencke in my seluen,  
 Wo dattet in der werlde steyt  
 Vnde war mede dat se *vmm*e gheit,  
 So dunket my alto grote pyne  
 5 Lange in dosser werlt tho syne.  
 Want gha ick daghelix to kerken,  
 De lude solt dor quaet ft merken,  
 Vnde seggen ick sy een lullárt;  
 Lát ick et so secht men myt *der* várt  
 10 Dat ik argher byn dan een hünt.  
 Spreke ik vele to yenigher stünt,  
 Men secht dat ik vele clappens kan;  
 Swighe ik stille alse een lám,  
 So seggen de lude al *vmm*e  
 15 Dat ik gha swygen alz een stumme.  
 Dreghe ik wapen an myr syden,  
 Men secht ik wil vechten vnde kyuen;  
 Lat ik et tho hús so het ik blode,  
 Ende men secht ik vechte node.  
 20 Wil ik al *my*n tórn wreken,  
 So komen myne vrende de my vorspreken,  
 Vnde seggen schande vnde laster;  
 Verdraghe ik vele men secht my achter.

Paulinische Bibliothek in die UB. Münster, wo er im zweiten Weltkrieg neben vielen anderen aus Böödeken stammenden Handschriften verbrannte.

<sup>11</sup> L. SCHMITZ-KALLENBERG (Hrg.), *Monumenta Budicensia. Quellen zur Geschichte des Augustiner-Chorherrenstiftes Böödeken i. W. I.*, Münster i. W. 1915. I. Verzeichnisse der Klostermitglieder des 15. und 16. Jahrhunderts, S. 1–40. S. 20: 107. [Frater] Engelbertus de Monasterio, † in Bodeken dominica infra octavas Sacramenti (21. Juni) a. D. 1495.

- Wandel ik gerne in de tauerne,  
 25 So radens my de lude to onberne,  
 Ende seggen ik salt myne verteren,  
 Vnde sal my nicht kunnen gheneren,  
 Vnde varen to lesten in de helle;  
 Lat ik et so een hêt ik *nyn* gût geselle.  
 30 Heb ik gude cleder an,  
 Men secht ik sy een houerdich mán;  
 Ist dat men my naket gecledeet sicht,  
 Men secht ik kunne so uele verdienen nicht.  
 Gheue ik al dat myne den armen,  
 35 Vnde my er late verbarmen,  
 Men secht ik doet *vmm*e werltlik eere;  
 Lât ik so secht men sere  
 Dat ik vp de armen grinse,  
 Vnde vp myne sele nicht en pinse.  
 40 Heb ik gût vnde luttel gheue,  
 Men secht et is schade dat ik leue,  
 Dat ik heb haue vnde schat,  
 Des nemant en vart de bāt.  
 Hanteer ik gerne dobel spil,  
 45 Men secht ick een var nummer wel;  
 Lât ik so secht men dan  
 Dat ik so vele nicht een kan.  
 Plege ik gut tijd vp to stân,  
 So sut men dar en ander ân  
 50 Dat quaet is dat ik yaghe,  
 Slap ik lange so heet ik traghe.  
 Ete ik vele so het ik en vrat vnde en sôt,  
 Et ik luttik so hebben se myt my eren spôt,  
 Vnde men secht ik sole verderuen,  
 55 Vnde van groten hunger steruen.  
 Ende wandel ik gerne myt wyuen,  
 Men secht ik soll en poytier blyuen;  
 Ende lat ikt so dot men gewach,  
 Dat ik by vrowen nicht wesen mach.  
 60 Vâr ik gherne achter lande,  
*Vmm*e wonder tho zene maniger hânde,  
 Men secht dat is ydelheit dat ik soke;  
 Blyue ik to hus vnde des nicht en roke,  
 Men secht dat ik vnbesocht sy.  
 65 Ende sut men gude neringe an my,  
 Men secht dat ik met arbeide wyn;  
 Ende sût men dat ik ledich byn,  
 So vracht men dan wart comen mach  
 Dat ik vortere nacht vnde dach.  
 70 Vnde den horen môt men my sclepen,

- Wert ik myt vuler dāt begrepen.  
 Hijr *vme* so wil ik swigen stillen,  
*Vnde* laten malke seggen synen willen,  
 Want see des nicht willen onberēn.  
 75 God geue vns allen so to teren,  
 Dat hijr an dossen krankē liue,  
 Vnse arme zeile beholden bliue.  
 Och her god wat is dijt leuen!  
 War ik komē dar is gegeuen,  
 80 War ik komē ik byn en hinder,  
 Men secht althen lopt spelen gy kinder!  
 Aldus kan ik des nicht geuogen  
 Dat al man like wal wil genogen.

## II

- De eyne stat wilt regeren [2ra]  
 De solt dosse puncte hanteren<sup>1</sup>:  
 Eyndrechtich syn myt trowen  
*Vnde* ghemene orbar an schowen,  
 5 De stat beuelē den vrodē,  
 Dat ghemene gūt nowe hodē  
*Vnde* kerē tho der mesten batē,  
 Tho vrende holdē<sup>2</sup> de *vmmesaten*,  
 Er vryheit nicht laten<sup>3</sup> breken,  
 10 *Vme* ghemene orbar dicke spreken,  
 Dat recht alweghe geliken  
 Also wal dēn armen alz dēn riken,  
 Vaste holdē<sup>4</sup> ere statute,  
 De quaden altoes werpen vte,  
 15 Getruwe wesen eren herēn:  
 Dijt is der older wiser lerēn;  
 So war daz gebreket an desen,  
 Dar steit de stat an vresen.  
 Iuwelijck bedencke wat he dōt,  
 20 Wante he *jummer* steruen moet.

<sup>1</sup> Hs.: hantern<sup>3</sup> Hs.: myt zaten<sup>2</sup> Hs.: holdn<sup>4</sup> Hs.: unleserlich: b'üden

\*

Es fällt nicht schwer, anhand einiger aus der mnd. Grammatik wohl-  
 bekannter Kriterien die Sprache unserer Gedichte als westfälisch zu kenn-  
 zeichnen. Als westfälische Merkmale können gelten:

1. *wal* statt *wol* (I 83, II 12, jeweils im Versinnern, I 45 *wel* in Reim-  
 stellung<sup>12</sup>). –

2. der *s*-Anlaut im Verb 'sollen' (*sal* I 27). –

<sup>12</sup> I bezeichnet das erste, II das zweite Gedicht.

3. *döt* 'tut' statt *deit* (*dot* I 58, *döt* II 19). –
4. *dösse* 'diese' statt *desse* (I 5, 76, II 2). –
5. *nîn* statt *kên* (*nyn* I 29). –
6. *vrent* 'Freund, Verwandter' (*vrende* I 21, II 8). –
7. *jâwelik* 'jeder' statt nordnd. *jêwelik* (II 19).

Die Sprache der Gedichte, die als zentralwestfälisches Mittelniederdeutsch bezeichnet werden kann, enthält allerdings nicht nur westfälische, sondern auch westliche, niederländische Kennzeichen:

1. *ende* wechselt mit *unde* (im ersten Gedicht 6 *ende*, 15 *unde*, *ende* nur im Versanfang; im zweiten Gedicht erscheint nur *unde*). –
2. *u > o* vor Nasal: mnl. *ontberēn*, mnd. *entberēn* 'entbehren' (*to onberne* I 25, *onberēn* I 74), *wonder* 'Wunder' (I 61). –
3. *trowen* (II 3), in Reimstellung zu *schowen*. Der Reim *trowen* : *schowen* ist westlich, nicht westfälisch (*getruwe wesen* II 15). –
4. Die starke Flexion des Adjektivs gilt als nl. Kriterium (*Dijt is der older wiser leren* II 16). –
5. Im Reim erscheint *wel* (I 45), sonst *wal*. –
6. Ebenfalls im Reim steht *desen* (II 17), sonst *dösse*.

Die beiden letzten Fälle zeigen, daß sich die westlichen, nl. Eigentümlichkeiten häufig im Reim finden:

- I 38/39 *grinse* : *pinse*, im Versinnern *dencke* (I 1),  
 I 45/46 *spil* : *wel*, sonst *wal*,  
 II 3/4 *trowen* : *schowen* (II 15 *getruwe wesen*),  
 II 17/18 *desen* : *vresen*, sonst *dösse*.

Die westlichen Relikte in der Sprache der Gedichte, besonders die im Reim, lassen für beide eine niederländische Vorlage vermuten. Nach Westen weist auch die Dehnung eines Vokals vor Nasal, Dental oder vor Nasal + Dental. Die Beispiele für diese Erscheinung, die im ersten Gedicht anzutreffen ist, sind *hânt* (10), *stânt* (11), *lâm* (13), *een* (Negation, 29, 47), *mân* (31), *sôt* (52), *spôt* (53), *bânde* (61). MARIE JOSEPHA<sup>13</sup> hält die Erscheinung einer Vokaldehnung in geschlossener Silbe vor *n*, *m* + Verschlusslaut, die sie in der Deventer Liederhandschrift und in der Hs. G<sup>14</sup> findet, für charakteristisch für die Sprache von Overijssel.

<sup>13</sup> MARIE JOSEPHA, Sr. (G. G. WILBRINK), *Das geistliche Lied der Devotio Moderna*, Nijmegen 1930, S. 248: „Diese Belege bezeugen, dass schon im Spätmittelalter die lautliche Eigenart die Sprache von Overijssel beherrschte, die wir auch heute als besonders charakteristisch empfinden, nämlich nasalierte lange Vokalform statt älterer (. . .) Folge von Vokal + *n* oder *m* vor Verschlusslaut.“

<sup>14</sup> D. DE MAN (Hrg.), *Hier beginnen sommige stichtige punten van onsen oelden zusteren*, 's-Gravenhage 1919.

Auch im aus dem Kloster Frenswegen bei Nordhorn stammenden Bienenbuch<sup>15</sup> gehört diese Erscheinung zu den typischen sprachlichen Merkmalen. Laut HEINERTZ begegnet sie „überwiegend vor *t* und *n*“<sup>16</sup>, so in den Wörtern *staet* ‘Stadt’, *daet* ‘daß’, *maen* ‘Mann’, *een* (Negation).

Daß die Vorlage für das erste Gedicht nicht aus dem engeren Westfalen, sondern wahrscheinlich aus den im Nordwesten angrenzenden Gebieten stammte, zeigt auch die Form des Pronomens ‘wie’, die nicht, wie im Münsterländischen und Südwestfälischen zu erwarten, *wu* (so in den Predigten VEGHES), sondern wie im Overijsselschen und Nordniederdeutschen, *wo* lautet (I 2). Auch die Formen *ende* ‘und’ und *wonder* ‘Wunder’ sind nicht nur niederländisch, sondern treten auch in Texten aus dem westlichen mnd. Bereich auf.

Zwar nicht aus dem overijsselschen, aber aus dem südniederländischen Sprachraum sind beide Gedichte seit langem bekannt. Im Jahre 1855 veröffentlichte BLOMMAERT eine niederländische Fassung unseres ersten Gedichts unter dem Titel *Van dat niemen en can ghedoen hi en es begrepen*<sup>17</sup>. Sie steht in der Hs. Brussel, Koninklijke Bibliotheek, 15.589–623, auf fol. 104 vb–105ra<sup>18</sup>. Es ist dies die berühmte Van Hulthemsche Handschrift, ca. 1410 geschrieben. „Van die 210 stukken zijn er 185 in verzen en 25 in proza. De berijmde stukken zijn een uitgebreide keuze uit alle dichtsoorten, die in de 13de en 14de eeuw in het Nederlands-sprekende gedeelte van de Nederlanden werden beoefend.“<sup>19</sup> Das Incipit des 64 Verse zählenden Gedichts<sup>20</sup>:

Als ic peinse ende visere,  
 Ende in mi selven ymaginere  
 Hoe dese onledeghe werelt scaet [sic!],  
 Ende met wat boerden si omme gaet,  
 5 Soe duncket mi recht ene pine  
 In dese werelt aldus te sine; . . .

<sup>15</sup> O. HEINERTZ (Hrg.), *Die mittelniederdeutsche Version des Bienenbuches von Thomas von Chantimpré*, Lund 1906.

<sup>16</sup> HEINERTZ S. XXVIII.

<sup>17</sup> JHR. MR. PH. BLOMMAERT, *Van dat niemen en can ghedoen hi en es begrepen*, De Dietsche Warande 1. Jg. (1855) 134–136.

<sup>18</sup> Laut freundlicher Mitteilung J. Deschamps'. Das Mnl. Wb. 10, 1927–1941, 268 gibt „bl. 104d–105a“ an. Eine ausführliche Beschreibung der Handschrift gibt J. DESCHAMPS in seinem Katalog *Middelnederlandse handschriften uit Europese en Amerikaanse bibliotheken*, Brussel 1970, S. 131–136. Auf S. 135 fehlt jedoch ein Hinweis auf das von BLOMMAERT herausgegebene Gedicht. DESCHAMPS bereitet in der Reihe *Mediaeval Manuscripts from the Low Countries* eine Faksimileausgabe der Van Hulthemschen Handschrift vor.

<sup>19</sup> DESCHAMPS S. 132.

<sup>20</sup> BLOMMAERT S. 134.

Eine zweite mnl. Fassung des ersten Gedichtes gab VERDAM im Jahre 1892 unter dem Titel *Niemen en mach twee heeren dienen* heraus<sup>21</sup>. Das in flämischem Schriftdialekt abgefaßte Gedicht steht an zweiter Stelle auf einem Pergamentblatt aus der zweiten Hälfte des 14. Jh.s, auf dem drei mnl. Gedichte überliefert sind. Das Blatt befindet sich in Leiden, UB., Letterk. 1201. VERDAM gibt die folgende Auskunft über die Herkunft des Fragments: „Op een klein middendoor geknipt blaadje perkament, in twee kolommen beschreven, indertijd door De Vries van een zijner Zuid-Nederlandsche vrienden ontvangen, en mij door hem thans ter uitgave toevertrouwd, nu de lichamelijke arbeid, aan het studeeren verbonden, hem moeilijk begint te vallen, vindt men met eene kleine doch duidelijke letter geschreven de volgende monorime“<sup>22</sup>. Unter diesem ersten Gedicht des Pergamentblattes steht „Egidius“, „denkelijk de voor-naam van den dichter (= Gielis, Gillis)“<sup>23</sup>. An zweiter Stelle folgt dann die ältere (2. Hälfte des 14. Jh.s) mnl. Fassung des hier behandelten Gedichtes. VERDAM gab ihr den Titel *Niemen en mach twee heeren dienen*. „Op hetzelfde blaadje perkament staat het niet onaardige door mij aldus betitelde gedicht op dit thema; (. . .).“<sup>24</sup> Die ersten Verse dieser 98 Zeilen zählenden Fassung lauten<sup>25</sup>:

Alse ic peinse ende visiere  
 Ende in mi selven ymaginiere  
 Hoe dese alendeghe weerelt staet  
 Ende met wat boerden sy ommegaet,  
 5 Soo dynct mi in therte mine,  
 Dat mi beter ware te sine,  
 Dat mijns levens ware een ende,  
 Dan langher te sine in dese alende.

Dann folgt die nur in dieser Fassung überlieferte These des Gedichts, daß niemand zwei Herren dienen könne:

Want die scripture doet ons ghewach,  
 10 Dat niemen twee heeren dienen mach,  
 Hi en moet hem met den eenen laden  
 Ende tsanders vriendschap versmeden,  
 Opdat sij contrarie sijn met werken.

Unter dem Gedicht steht „Item Egidius“<sup>26</sup>. VERDAM gibt in seiner Ausgabe die Varianten der von BLOMMAERT herausgegebenen Fassung an.

<sup>21</sup> J. VERDAM, *Kleine Middelnederlandsche overblijfselen*. Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde 11 (1892) 285–305, auf den Seiten 289–293.

<sup>22</sup> VERDAM S. 285.

<sup>23</sup> VERDAM S. 286f.

<sup>24</sup> VERDAM S. 289.

<sup>25</sup> VERDAM S. 289.

<sup>26</sup> VERDAM S. 292.



Ein Vergleich der mnd. mit den beiden mnl. Fassungen<sup>27</sup> soll zu zeigen versuchen, in welchem Verhältnis die Bearbeitungen zueinander stehen. Dabei ergeben sich folgende Möglichkeiten:

- A + B + C
- A + B ≠ C
- A + C ≠ B
- A ≠ B + C
- A ≠ B ≠ C

1. A + B + C ist naturgemäß die am häufigsten vorkommende Möglichkeit, z. B.

- |                                 |                                   |
|---------------------------------|-----------------------------------|
| A 33/34 <i>dobbelspel : wel</i> | B 35/36 <i>dobbelspel : wel</i>   |
| C 44/45 <i>dobel spil : wel</i> |                                   |
| A 49/50 <i>greinse : peinse</i> | B 47/48 <i>greinsen : peinsen</i> |
| C 38/39 <i>grinse : pinse</i>   |                                   |

2. A + B ≠ C ist ebenfalls sehr häufig, da bei der Umschreibung aus dem Mnl. ins Mnd. manche nl. Wörter durch nd. ersetzt werden mußten.

- |   |                                       |                         |
|---|---------------------------------------|-------------------------|
| A 1 <i>Alse ic peinse ende visiere</i>      | B 1 <i>Als ic peinsen ende visere</i> |                         |
| C 1 <i>Alze ick dencke in my seluen</i>     |                                       |                         |
| A 4 <i>met wat boerden</i>                  | B 4 <i>met wat boerden</i>            |                         |
| C 3 <i>war mede</i>                         |                                       |                         |
| A 43/44 <i>scande ende lachter : achter</i> |                                       |                         |
| B 23/24 <i>scande ende lachter : achter</i> |                                       |                         |
| C 22/23 <i>schande vnde laster : achter</i> |                                       |                         |
| A 45 <i>aelmoesenen</i>                     | B 43 <i>aelmoesenen</i>               | C 34 <i>al dat myne</i> |
| A 73 <i>dat ict met persemen winne</i>      |                                       |                         |
| B 55 <i>dat ic met perseme winne</i>        |                                       |                         |
| C 66 <i>dat ik met arbeide wyn</i>          |                                       |                         |

3. A + C ≠ B ist äußerst selten.

- |  |
|--|
| A 70 <i>Blivic thuis, ende ics niet en rouke</i>   |
| B 52 <i>Latic ende ic's niet en roeke</i>          |
| C 63 <i>Blyue ik to bus vnde des nicht en roke</i> |

Die Verse A 59–62 = C 48–51 fehlen in B.

4. A ≠ B + C ist häufiger als der vorherige Fall:

- |                               |                             |                     |
|-------------------------------|-----------------------------|---------------------|
| A 39 <i>Draghicker niet</i>   | B 19 <i>Latic se i'huus</i> |                     |
| C 18 <i>Lat ik et tho hás</i> |                             |                     |
| A 42 <i>maghe</i>             | B 22 <i>vriende</i>         | C 21 <i>vrende</i>  |
| A 72 <i>wennijngbe</i>        | B 54 <i>neringbe</i>        | C 65 <i>neringe</i> |

<sup>27</sup> Redaktion Leiden (Verdam) = A, Red. Hulthem (Blommaert) = B, Red. Paderborn = C.

5. A ≠ B ≠ C : Hier kommt vor allem der Schluß des Gedichts in Frage. Er hat in den drei Fassungen unterschiedlichen Inhalt und verschiedene Länge.

## A

- Toter galghen moet men mi sleipen,  
 Weetic wat doen, in bem begrepen!  
 Hierbi willic swighen stille  
 Ende laten hem segghen haren wille:  
 85 Quaetsprekers dies niet moghen ombeeren;  
 Jeghen quade tonghen helpt gheen weeren.  
 Hierbi radic elken wel,  
 Die dese werelt kennen sel,  
 Dat hi pine te dienne Gode  
 90 Ende te houdene die tien ghebode,  
 Met nerenste volghen der heilegher kerken,  
 Anders canic niet ghemerken,  
 Hoe hiemen ruste ghecgrighen sal  
 In dit ellendighe erdsche dal,  
 95 Daer onse vader Adaem in stac,  
 Doe hi Goods ghebot verbrac,  
 Dat wi becoopen allegader.  
 Bliscap gheve ons die hemelsche vader!

## B

- Over mijn eers moet men mi slepen,  
 60 Weet ic wat doen, ic en ben begrepen.  
 Des willic voert meer swigen stille,  
 Ende laten elken doen sinen wille.  
 God late mi alsoe gheleven  
 Dat ic hem ene saleghe ziele moet geven.

## C

Vgl. Textabdruck I 70–83.

Die beiden mnl. Fassungen des Gedichts sind am nächsten miteinander verwandt. Die mnd. Fassung steht B näher als A. In der mnd. Bearbeitung sind manche nl. Wörter ersetzt:

*aelmoesenen* > *dat myne*  
*lachter* > *laster*  
*met persemen* > *met arbeide*

Das Wort *peinsen* bleibt im mnd. Text im Reim erhalten (38/39 *grinse* : *pinse*), wird jedoch im Versinnern durch das im Niederdeutschen geläufigere 'denken' ersetzt (Vers 1).

Der niederdeutsche Bearbeiter/Schreiber muß eine niederländische Vorlage benutzt haben, die von den Fassungen A und B abweicht. Dies

ist zu ersehen aus einer niederländischen bzw. westlichen Eigentümlichkeit im mnd. Text, die in den beiden mnl. Versionen keine Entsprechung findet:

A 68 *Om feesten te siene menegberande*

B 50 *Om feesten te siene menegberande*

C 61 *Vmme wonder tho zene maniger hände*

Daß die Vorlage des mnd. Gedichts aus den östlichen Niederlanden, vielleicht aus einer der IJselstädte, stammt – *wo* 'wie', Dehnung eines Vokals in geschlossener Silbe, *wonder* 'Wunder' –, darf als Vermutung formuliert, kann jedoch nicht bewiesen werden.

Vom mnd. Gedicht *De eyne stat wilt regeren* ist eine große Anzahl mnl. Fassungen erhalten. SEELMANN widmete den 'Stadtregimentslehren' einen Aufsatz<sup>28</sup>. Lehren für das Stadtr Regiment „fanden sich (. . .) in Zimmern städtischer Behörden oder in Handschriften städtischer Rechte und sprechen Lehren für die Ratsherren und die Bürgerschaft aus.“<sup>29</sup> Das Gedicht befindet sich in der Hs. H des *Lekenspiegels*<sup>30</sup>, in der oben erwähnten Van Hulthemschen Handschrift<sup>31</sup> und auf den Deckenbalken des Trauungssaales im Rathaus zu Brüssel. Fassungen vom Niederrhein sind aus Emmerich<sup>32</sup> und aus verschiedenen Weseler Handschriften bekannt<sup>33</sup>. SEELMANN druckt die Fassungen aus dem Brüsseler und dem Emmericher Rathaus ab. Die Emmericher Version ist allerdings nicht „in niederdeutscher Sprache“<sup>34</sup>, sondern in kleverländischem Schriftdeutsch, in einem östlich gefärbten Mittelniederländisch also, geschrieben (*dese, niet, om, vrienden, oer, duck* 'oft', *halden, alder*).

Die Verse 9 und 10 der mnd. Fassung befinden sich in der Version aus dem Brüsseler Rathaus an gleicher, in der Emmericher Version und in

<sup>28</sup> W. SEELMANN, *Brüsseler Lehren vom Stadtr Regiment und ihr Nachwuchs*, Nd. Jb. 47 (1921) 25–30.

<sup>29</sup> SEELMANN S. 25.

<sup>30</sup> M. DE VRIES (Hrg.), *Der Leken Spiegel, Leerdicht van den jare 1330, door Jan Boendale*, Bd. 3, Leiden 1846, S. 143. Die Hs. H stammt noch aus dem 14. Jh. DE VRIES stellt fest, das Gedicht gehöre nicht zum *Lekenspiegel*, der Schreiber von H habe es zufällig irgendwoher entlehnt.

<sup>31</sup> Fol. 137 va–137vb. Das Gedicht gehört dort zu einer Gruppe von Reimsprüchen, betitelt *Van vele edelen parabelen ende wiser leren* (fol. 136 va–146ra). In dieser Gruppe sind u. a. 116 Sprüche nach Freidanks *Bescheidenheit* bearbeitet. – J. F. WILLEMS, *Oude rymspreuken en priamelen*, Belgisch Museum voor de Nederduitsche tael- en letterkunde en de geschiedenis des vaderlands 6 (1842) 184–217, S. 211.

<sup>32</sup> SEELMANN S. 26f.

<sup>33</sup> SEELMANN S. 27, BORCHLING, *Reiseberichte I*, 116 und IV, 52f., 197. – BORCHLING gebraucht zur Benennung des Gedichts den Ausdruck 'Ratmannenreime'.

<sup>34</sup> SEELMANN S. 26.

den Hss. an anderer Stelle, nämlich zwischen den Versen 4 und 5. Die mnl. Überlieferung beträgt 18 Verse, die Verse 19 und 20 finden sich nur in der Paderborner Handschrift.

Der niederdeutsche Bearbeiter/Schreiber hat den mnl. Text ins westfälische Mnd. umgesetzt: *dosse, vrende, wal, getrunwe wesen*.

Im Reim bleiben Niederlandismen erhalten:

3/4 *trowen* : *schowen*, 17/18 *dosen* : *vresen*. Zwei unklare Stellen des mnd. Gedichts können mit Hilfe der mnl. Fassungen gebessert werden:

a) Die unsinnige Lesung Vers 9 *Er vryheit myt zaten breken* wird geklärt durch *Haer vriheit niet laten breken*.

b) Vers 13 erhält trotz des unleserlichen zweiten Wortes einen Sinn, wenn man die mnl. Version *Vaste houden haer statuten* zu Rate zieht<sup>35</sup>.

Im Bereich des Wortschatzes interessiert, inwieweit westliches Wortgut durch östliches ersetzt wird. Bei der Behandlung des ersten Gedichts waren schon die Wortpaare *peinsen* : *denken*, *persemen* 'Wucherzinsen nehmen' : *met arbeide* genannt worden; *aelmoesenen*, *lachter*, *boerden* wurden gemieden. Hinzu kommt der west-östliche Gegensatz in *elken* (B 62) : *malke* (C 73).

Im zweiten, kürzeren Gedicht fällt auf, daß westliche Ausdrücke relativ häufig erhalten bleiben, einmal bedingt durch den Reim (westlich *vrese* statt östlich *anxt*), doch auch im Versinnern: *orbar* (4, 10) statt *nutticheit*, *dicke* (10) statt *vake*, *altoes* (14) statt *alwege*. Entfernt sich der Bearbeiter vom Text der Vorlage, wählt er den westfälischen Ausdruck: *Dat recht alweghe geliken* (11), nicht *altoes*; *juwelijck* (19) 'jeder'. Die 'westlichen' Wörter *altoes*, *dicke*, *orbar*, *pinsen*, *vrese* müssen auch im Westfälischen bekannt und verständlich gewesen sein, obwohl im heimischen Schreibgebrauch Wörter wie *alwege*, *denken*, *jewelick* gewohnter gewesen sein werden.

\*

Um festzustellen, von wem, wann, wo und warum die zwei Gedichte auf die ersten beiden Blätter der Hs. Sa 8 aus Böddecken geschrieben wurden, ist zu untersuchen, in welchem Zusammenhang der Inhalt der Gedichte mit der Geschichte der Handschrift und ihres Besitzers Engelbert van der Wyck stehen. Aus der Betrachtung des Schicksals der Handschrift und ihres Besitzers ergibt sich die Notwendigkeit, die politischen Verhältnisse in der Stadt Münster in der Mitte des 15. Jh.s zu beleuchten.

<sup>35</sup> Die mnl. Beispiele entstammen der Hs. Van Hulthem, WILLEMS S. 211.

Engelbert van der Wyck, der die Handschrift, in der die beiden Gedichte überliefert sind, nach Böddeken mitbrachte – terminus ante quem ist das Jahr 1475, in dem Engelbert eine Handschrift in Böddeken fertigte –, entstammt einem der ältesten münsterschen Erbmännergeschlechter<sup>36</sup>. Mehrere Mitglieder dieser Familie bekleideten das Amt eines Bürgermeisters der Stadt Münster<sup>37</sup>. Bürgermeister war auch Engelbert van der Wyck – in der Familiengeschichte MOORREES' als Engelbert II bezeichnet –, und zwar in den Jahren 1423, 1433, 1438 und 1439. Zum letzten Male urkundlich bezeugt ist er bei der „Protestation der Stadt Münster und eines großen Theils der Münsterischen Geistlichkeit gegen die Postulation Walrams von Moers zum Bischof von Münster“<sup>38</sup>. Von seinen Söhnen sind für uns Conrad (IV) und Engelbert (III) von Belang. Engelbert (III) ist der Besitzer der Handschrift, aus der die beiden Gedichte stammen<sup>39</sup>. Im Jahre 1429 ist er in Erfurt bezeugt. Wenn er sich achtzehnjährig immatrikulierte, wird er ca. 1411 in Münster geboren sein. In Erfurt erwirbt er den Titel eines *magister artium*, ist „1436 als baccalaureus in libris Erfordiensis bei der Juristenfakultät recipiert“<sup>40</sup>.

In Erfurt wird Engelbert in den Besitz der Sammelhandschrift gelangt sein (man erinnere das Wasserzeichen des zweiten Vorsatzblattes [Erfurt 1428]). Als *mester* kehrte Engelbert in seine Vaterstadt Münster zurück, im Besitze des wohl in Erfurt nach 1433 zusammengebundenen Kodex.

In Münster, das im Laufe des 15. Jh.s zur bedeutendsten der westfälischen Städte geworden war, geriet Engelbert in den Strudel der politischen Ereignisse, die unter dem Namen 'Münsterische Stiftsfehde' in die Geschichte eingegangen sind. Sein Bruder Conrad ist nämlich einer der beiden Bürgermeister Münsters während der Stiftsfehde. Nach dem Tode Bischof Heinrichs II. von Moers (1425–1450) herrschte in Münster eine Abneigung gegen das Grafengeschlecht von Moers, das auch (Erzbischof Dietrich) den Erzbischofsthul von Köln innehatte und

<sup>36</sup> Die Familie van der Wieck ist seit 1226 urkundlich bezeugt (WUB 3 Nr. 226). Eine Geschichte der Familie schrieb W. MOORREES, *Het Münstersche geslacht Van der Wyck*, 's-Gravenhage 1911.

<sup>37</sup> An der Spitze des Rates der Stadt standen zwei Bürgermeister, die jährlich neu gewählt wurden. Wiederwahl war zulässig. Bis zur Münsterischen Stiftsfehde (1450) wurde der Rat ausschließlich von Mitgliedern der Erbmännerfamilien gebildet.

<sup>38</sup> J. HANSEN, *Westfalen und Rheinland im 15. Jahrhundert*, Bd. 2, *Die Münsterische Stiftsfehde*, Leipzig 1890, S. 33: „*Engelbertus de Wyck senior*, (. . .).“

<sup>39</sup> Über Engelbert (III) s. MOORREES S. 104.

<sup>40</sup> MOORREES S. 104.

versuchte, Walram von Moers in Münster als Bischof einzusetzen. An die Spitze der antimoersischen Bewegung setzte sich Graf Johann von Hoya, dessen Bruder Erich sich um den vakanten Bischofsstuhl bewarb. Johann, der sich auf die unteren Schichten Münsters stützen konnte, wurde nach 1450 der eigentliche Herr der Stadt, sein Bruder Erich am 10. 2. 1453 als Verweser des Landes und der Stadt Münster eingesetzt. Conrad van der Wyck, an der Spitze des von den Erbmännern besetzten Rates, war gegen Moers eingestellt und zunächst Johann, wenn auch widerwillig, gefolgt. Schließlich versuchte er, sich gegen die Entwicklung zur Einmannherrschaft zu wehren, indem er rechtliche und legale Zustände so gut wie möglich aufrechtzuerhalten trachtete. Er war jedoch bereits zu politischer Machtlosigkeit herabgesunken und konnte die Alleinherrschaft Johanns von Hoya weder verhindern noch beeinflussen. Er hatte es also mit der moersischen wie mit der hoyaschen Partei verdorben. Am 23. Oktober 1453 verließen die Bürgermeister Themmo Schenking und Conrad van der Wyck heimlich die Stadt und zogen nach Beckum. Sie wurden u. a. begleitet vom Bruder Conrads, Engelbert, und vom Ratssecretarius Conrad Polmann. Arnd Bevergern<sup>41</sup> hat in seiner Chronik<sup>42</sup> dieses Ereignis kommentiert<sup>43</sup>.

Von Beckum aus versuchten die beiden münsterschen Bürgermeister, das ihnen zugefügte Unrecht juristisch zu bekämpfen. Sie wandten sich an die in Lübeck versammelten Abgesandten der Hansestädte<sup>44</sup>. Am 17. Oktober 1454 wurde zu Stade über die Stadt Münster die 'Verhan-

<sup>41</sup> Arnd Bevergern, Bürger der Stadt Münster und Aldermann der Gilden, war zuerst ein Anhänger der hoyaschen Partei, mußte aber 1543, nachdem er zum Anhänger der gemäßigten Richtung geworden war, Münster verlassen.

<sup>42</sup> J. FICKER, *Die münsterischen Chroniken des Mittelalters* (Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster, 1), Münster 1851.

<sup>43</sup> FICKER S. 273: „Do dyt de borgermestere hoerden van em, do worden se besorget, unde dechten van dage tho dagen, wu se sick daer hen mochten slythen, up dat se eer lyff mochten reddden, und se ock gyne macht en hedden, dat se yummande by rechte mochten beholden nae erer huldyngge, de se der stad gedaen hedden. Hyr by mach eyn ytlick berve man mercken, wat weldage dat se uth Munster dreeff. (. . .). Unde her Coirdt van der Wyck nam synen broder mester Engelbert medde, wente de sach ock wall, dattet tho Munster nummande doegen en wolde, so langhe als ydt stonde, alszet do dede. Wente men en wolde daer noch godt, noch eer edder rechtes bruken, unde umme des willen toegen se vast uth Munster.“

<sup>44</sup> HANSEN S. 343: [20. Juni 1454] „Item also denne twischen deme rade der Stad Munster uppe der enen unde den ersamen Timmen Schenkinge, Corde van der Wick, borgermestere, unde Conradus Poleman, der vorscr. stad Munster secretarium, myt eren vrunden nu tor tyd buten Munster wesende uppe de anderen syden etlike twistinge, schelinge und twidracht upgestan und irrezen is, (. . .).“

sung' ausgesprochen<sup>45</sup>. Auch Kaiser Friedrich III. nahm Stellung im Streit zwischen der Stadt Münster und den aus ihr vertriebenen Bürgern<sup>46</sup>.

Nach dem Tode Walrams von Moers (1456) und der Wahl Johanns III., Pfalzgraf von Simmern-Zweibrücken zum Bischof von Münster (1457) sah Johann von Hoya ein, daß er seine Stellung nicht würde behaupten können. Mit seinem Verlassen der Stadt endete die Münsterische Stiftsfehde.

1458 kehrten die vertriebenen Bürger nach Münster zurück, nachdem zuvor durch Vermittlung Bischof Johanns III. ein Vertrag zwischen ihnen und der Stadt Münster zustande gekommen war. Conrad van der Wyck erlebte diese Ereignisse nicht mehr. Er war zuvor im Exil in Beckum gestorben<sup>47</sup>.

Engelbert van der Wyck kehrte also 1458 nach Münster zurück. Irgendwann zwischen 1458 und 1475 trat er ins Kloster Böödeken ein; dort stellte er – wie gesagt – 1475 eine Handschrift fertig, 1495 starb er in

<sup>45</sup> HANSEN S. 382: „(. . .), irschenen de erbaren manne, heie Temme Schenckinck borgermeister, Bertolt Bispinck richter unde Conradus Polman secretarius der stad Monster van erer eygenen weggen unde ok vulmechtich der ersamen manne heren Conradi van der Wick, Berndes Kerckerinck borgermeisters, (. . .), erer medepartye, de nu buten Monster syn, alse uth eren machtbreven, de darsulffs in gerichte vorgebracht, gelesen unde gehoret worden, clarlike blykede. [S. 383] (. . .), daruth erkanden de vorscr. heren radessendeboden unde gedeputerden schedesrichtere unde worden clarliken underrichtet, dat de vorbenompten heren Temme Schenckinck, Bertolt Byspinck, Conradus Polman unde ere vorgerorde medepartye nicht willens de stad Monster unde den staet des rades darsulves gerumet hadden, men daruth dorch vaer eres lyves unde manigvoldigen dranges, overfals und gewolt willen gheenghet unde gedrunge weren.“

<sup>46</sup> HANSEN S. 461: „Kaiser Friedrich III. befiehlt Bürgermeistern und Rath zu Münster, die abgesetzten Bürgermeister und sonstigen städtischen Beamten wieder in ihre Aemter einzusetzen. Neustadt 1456 Dezember 4. Wir Friderich von gottes gnaden romischer keyser, (. . .), tun denen, die sich nennen burgermeister und rate des newen rates und der ganzen gemeinde der stat zu Munster, ze wissen, das uns mit swerer klag furbracht ist, wie daz ir Conraten von der Wick, Theman Schenking, Bernharten Kerkering, diezeit burgermeister, (. . .), Engelbrecht von der Wick, Arnolten Bevergern und etlich ander ewer mitburger und von der gemeinde daselbs ires ratambtz stat und wesens daselbs zu Munster entsetzt und sy daruber mit frevenlicher hande in irn hewsern uberfallen und auch von irer habe und gut, weib und kindern außgetriben und verweist habet, alles unverschult und unerfolgt aller rechten und mit ewr selbs geturstikeit und eigem gewalte.“

<sup>47</sup> HANSEN S. 514: [1. 7. 1458] „(. . .), Ghertrud nalatene weduwe seligen hern Coerdes van der Wyck unde erer beyder kindere, mester Engelbert van der Wyck, (. . .). – Tom ersten sollen de vorg. utgetagene van Munster sementlichen unde besondern wederkomen, gelaten unde gestadet werden sunder einich hinder by alle unde itlicke ere erve, gudere, wonnynge, lant, breve, (. . .).“

Böddeken. Ist er ca. 1411 geboren, so hat er ein für seine Zeit sehr hohes Alter erreicht. Dies läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob der Münsteraner Engelbert III, Bruder des Bürgermeisters Conrad, wirklich mit dem 1495 in Böddeken gestorbenen Engelbert identisch ist. Conrad hatte einen Sohn namens Engelbert (IV). Kann dieser, etwa 1440 geboren, nicht vor 1475 nach Böddeken gegangen und dort 1495 gestorben sein? Dies ist jedoch kaum möglich, denn Engelbert IV wurde ca. 1480 Vater eines Sohnes, und zwar Johanns van der Wyck, der bekanntesten Persönlichkeit aus dem münsterschen Erbmännergeschlecht, über den STUPPERICH kürzlich einen Aufsatz veröffentlichte<sup>48</sup>. So bleibt nur, festzustellen, daß der in der Familiengeschichte MOORREES' behandelte und durch die Münsterische Stiftsfehde bekannte Engelbert (III) und der fol. 3r unserer Handschrift genannte, im Verzeichnis der Klostermitglieder des 15. und 16. Jh.s begegnende Engelbert ein und dieselbe Person sind. Er brachte seine in Erfurt erworbene Handschrift nach Böddeken mit und machte sie dem Kloster zum Geschenk.

Vergleicht man die persönlichen Schicksale Engelberts und seines Bruders Conrad mit dem Inhalt der beiden mnd. Gedichte aus Engelberts Handschrift, so ist kein Zweifel daran möglich, daß ein Bezug zwischen den Gedichten und der Vita der beiden Brüder besteht. Das erste Gedicht könnte eine Beschreibung der politischen Situation Conrads sein. Er konnte, so mußte Engelbert es sehen, es keinem recht machen, was immer er auch tat. Er war ein Feind der moersischen Partei gewesen, doch auf die Dauer war es ihm unmöglich, Johann von Hoya zu unterstützen. Conrad wurde zu einer Marionette der hoyaschen Politik und schließlich aus Münster vertrieben. Er mußte einsehen, daß seine Versuche, legale Zustände in der Stadt aufrechtzuerhalten, nichts fruchteten, daß seine Politik gescheitert war. Als die Darstellung der Maximen seiner Politik, gesehen von seinem Bruder Engelbert, könnte das zweite Gedicht gelten. Dies fällt auf, wenn man seinen Inhalt mit den oben zitierten Worten der Bevergernschen Chronik vergleicht (Anm. 38). Vor uns entsteht das Bild eines Mannes, dem die Wahrung des Rechts und das Wohl seiner Vaterstadt oberstes Gebot waren, der aber bei der Wahrnehmung seiner Pflichten scheiterte. Auf ihn treffen die beiden Gedanken des ersten Gedichts zu: 'Niemand kann zwei Herren dienen' und 'Man kann es niemandem recht machen'.

<sup>48</sup> R. STUPPERICH, *Dr. Johann von der Wyck. Ein münsterscher Staatsmann der Reformationszeit*, WZ 123 (1973) 9-50.



Der Inhalt der Gedichte und die Geschicke der Brüder machen es wahrscheinlich, daß Engelbert selbst durch seine eigenen Erlebnisse und die seines Bruders bewogen wurde, die beiden Gedichte in die westfälisch-münstersche Schreibsprache zu übertragen und auf die ersten beiden Seiten seiner Handschrift zu schreiben, wohl irgendwann zwischen 1460 und 1470. Wo er das tat, ob noch in Münster oder schon in Böddeken, ist nicht zu entscheiden. An beiden Orten konnte er an Vorlagen aus dem niederländischen Sprachraum oder dem westmittelniederdeutschen der IJselstädte gelangen, in Münster z. B. im Fraterhaus der Brüder vom gemeinsamen Leben, doch auch in Böddeken, wohin die ersten, aus dem Kloster Bethlehem bei Zwolle stammenden Brüder Literatur in der Volkssprache mitgebracht haben werden.

JAN GOOSSENS, Münster

## Ein Lemgoer Chytraeus-Druck aus dem Jahre 1585

BORCHLING – CLAUSSEN verzeichnen in ihrer *Niederdeutschen Bibliographie* dreizehn Drucke von Nathan Chytraeus' *Nomenclator Latinosaxonicus*, erschienen zwischen 1582 und 1621 in verschiedenen norddeutschen Städten<sup>1</sup>. Den ältesten und reichsten Überlieferungsstrang stellen die Rostock-Greifswalder Drucke dar: Rostock 1582, 1585, 1592, 1596, 1604, Greifswald 1608<sup>2</sup>, Rostock 1613 und Greifswald 1621 bilden eine sich über 40 Jahre erstreckende Reihe, in der die größte Lücke 8 Jahre beträgt. Dagegen nehmen sich Lemgo (1590 und 1596) und Hamburg (1594 und 1614) mit jeweils zwei Drucken sowie Lübeck mit nur einem Druck (1597) recht bescheiden aus. An Bedeutung scheint dabei die Lemgoer Überlieferung die hamburgische und lübeckische zu übertreffen. Sie ist älter und in sich geschlossener, weil beide Drucke aus einer Offizin (Konrad Grothes Erben) stammen; außerdem zeichnet sie sich durch regionale Anpassung des nd. Vokabulars aus. G. DE SMET hat denn auch dem Lemgoer Druck von 1590 einen kurzen Aufsatz gewidmet<sup>3</sup>.

Nun stellt sich heraus, daß die Lemgoer Überlieferung noch älter und reicher ist als bisher bekannt war: Prof. Dr. Klemens Honselmann wies mich auf die Existenz eines Druckes aus dem Jahre 1585 hin, von dem sich ein Exemplar in der Theodoranischen Bibliothek (Th. 6106) in Paderborn befindet. Für den Hinweis wie für die Großzügigkeit, mit der er mir die Untersuchung dieses Fundes überließ, sei ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Das Paderborner Exemplar des Nomenclators bildet die erste Hälfte eines Bandes, dessen zweite Hälfte ein Baseler Druck der *Sententiae Elegiacae* des Theognis von Megara einnimmt, datiert aus dem Jahre 1572. Durch Randbeschneidung ist auf einigen Seiten des Chytraeus-, nicht

<sup>1</sup> Es sind die Nummern 2257, 2312, 2421, 2461, 2515, 2569, 2570, 2590, 2769, 2843, 2968, 2991 und 3116. Der Rostocker Druck von 1592 (Nr. 2461), der in Band 1 „Vielleicht Verwechslung mit d. Ausg. v. 1582“ genannt wurde, ist in einem Exemplar der Kgl. Bibl. Kopenhagen bekannt: vgl. Bd. 3, S. 19. Unter Nr. 3477 erwähnten BORCHLING-CLAUSSEN noch einen Druck von 1659, dessen „Druckort u. Drucker unbekannt“ seien, notieren aber dazu „Wahrscheinlich Irrtum“. Nicht mehr benutzen konnte ich den Erstdruck v. 1582: Nachdruck in *Documenta Linguistica*, Reihe I, *Wörterbücher d. 15. u. 16. Jh.s.*, hrg. v. G. DE SMET, Hildesheim New York 1974.

<sup>2</sup> Rostock 1596 und Greifswald 1608 wurden gedruckt v. Augustin Ferber d. J.

<sup>3</sup> G. DE SMET, *Zum Lemgoer Wortschatz um 1590*, NdW 1 (1960) 68–74.

des Theognis-Drucks, geringfügiger Textverlust entstanden. Die folgende Beschreibung schließt sich an BORCHLING-CLAUSSEN an.

**Chytraeus, Nathan: Nomenclator latinosaxonicus. Lemgo: Konrad Grothe 1585. 8°.**

*Bl. 1a (Titel):* **NOMENCLATOR || LATINOSA- || XONICUS. || MULTO ALIIS LOCUPLETIOR. || Cui in usum Scholarum & studiosæ juventutis propter || idem argumentum acceßit de variarum rerum Nomen- || claturis Johannis Honteri Coronensis liber unus & singu- || laris. || Druckerzeichen. || LEMGOVIAE || Typis Conradi Grotheni. || Strich || Anno CIC. IC. LXXXV. ||**

*Bl. 1b lat. Epigramm. Bl. 2a–Bl. 4a Widmung d. Verf. Bl. 4b lat. Brief Job. Sturms. Bl. 5a–6a Vorrede des Druckers.*

*Bl. 6b:* **INDEX LOCORUM || hujus Nomenclatoris. || . . . bis Bl. 8b.**

*Bl. 9a beginnt d. Text in 2 Spalten.*

*Der Nomenklator endet Bl. 144a (Spaltenzählung 542). Sp. 2 Z. 12:* **Zeugma, Clusenborch | in || Dacia. || Unter beiden Sp.: FINIS. || Zierstück ||**

*Bl. 144b–Bl. 146a Nachwort d. Chytraeus. Bl. 146b–Bl. 155b die lat. Verse d. Honterus.*

*Bl. 155b Z. 4: FINIS. || Zierstück. || Bl. 156 leer.*

*156 Bl. 8°. Sign. A<sup>8</sup> – T<sup>4</sup> V<sup>8</sup>. 31 Z. 2 Sp. Spaltenzählung 1–542.*

Die Frage, ob dieser Druck auf R(ostock) 1582 oder auf R 1585 zurückgeht, läßt sich relativ leicht beantworten. Nach WIECHMANN sind die Veränderungen, welche die zweite Rostocker Auflage erfahren hat, „sehr unbedeutend“, doch enthält diese „Bl. 6<sup>b</sup> die Vorrede, welche in der ersten Ausg. am Ende des Buches steht“<sup>4</sup>. Auch in L(emgo) 1585 fungiert der Text „Lectori Candido“ auf Bl. 144b–146a als Nachwort; der älteste Lemgoer Druck geht also mit großer Wahrscheinlichkeit auf den ersten Rostocker zurück.

Um die Bedeutung von L 1585 richtig einschätzen zu können, muß seine Stellung zwischen R 1582 und L 1590 bestimmt werden. DE SMETS Vergleich dieser beiden Drucke bietet dabei eine wesentliche Erleichterung. Das Vorwort zum Druck der *Hæredes Conradi Grotheni* von 1590, in dem es heißt: *vocabula Germanica, ad hujus & vicinorum locorum usum adjungi: ut cùm omnibus, tum etiam horum locorum incolis & originariis, bic*

<sup>4</sup> C. M. WIECHMANN, *Mecklenburgs altniedersächsische Literatur. Ein bibliographisches Repertorium*, Schwerin 1864, Nieuwkoop <sup>2</sup>1968, Teil 2, S. 111.

*liber usui esse possit* findet sich bereits in der Ausgabe *Typis Conradi Grotheni* von 1585; man darf also von vornherein vermuten, daß die meisten neuen Wörter und Zusätze schon im ältesten Lemgoer Druck vorkommen. DE SMET teilt die neuen Vokabeln in drei Gruppen ein: 1. neue Ausdrücke, die eine Vokabel der Rostocker Ausgabe *ersetzen*, 2. Wörter, die den Rostocker Ausdrücken *hinzugefügt werden*, 3. neue Wörter als Übersetzung neu aufgenommener Stichwörter.

Von den 25 Fällen der ersten Gruppe, die DE SMET bespricht<sup>5</sup>, tauchen 17 in der gleichen Schreibung und 3 mit einer orthographischen Abweichung (Sp. 74 *Rodelstein* mit *o* statt *ø*, 94 *Tungelin* mit *u* statt *û*, 18 *Twel-ling* statt *Tweeling*; R 1582 hat *rodstein*, *tüngeken* und *tweseken*) bereits in L 1585 auf. Nur in 5 Fällen (29 *Kerchmisse* statt *kermisse*, 185 *Schlute*<sup>6</sup> statt *schultes*, 306 *borgschwin* statt *borchelswyn*, 306 *geschneden Bock* statt *verschneden*, und 207 *Harnischueger* statt *Harnischürer*) geht L 1585 mit R 1582 gegen L 1590 zusammen.

Ähnlich sind die Verhältnisse bei der zweiten Gruppe. Von den 37 Zusätzen, die DE SMET erwähnt<sup>7</sup>, sind 34 schon in L 1585 vorhanden. In einem Fall enthält L 1590 einen doppelten Zusatz (*Rune | wallacke* für '(Equus) canetrius'<sup>8</sup>), von dem L 1585 erst eine Hälfte (310 *Rune*) bietet. Nur zweimal bringt L 1590 einen Zusatz, der in L 1585 noch fehlt (*Böth-ling* für 'Bos castratus' – fehlt Sp. 303 – und *schothündeken* für 'Canis meli-taeus' – fehlt Sp. 317 –).

Von den 22 neuen lat. Stichwörtern mit Übersetzung (Gruppe 3), die DE SMET aufführt<sup>9</sup>, fehlen die ersten 6 in L 1585; die übrigen 16 sind jedoch schon vorhanden.

Die Änderungen, durch die sich L 1590 nach DE SMETS Angaben von R 1582 unterscheidet, treten also bei der ersten Gruppe zu 80%, bei der zweiten zu 93% und bei der dritten zu 73% schon in L 1585 auf. Man darf daraus schließen, daß sowohl die Anpassung des Vokabulars an die neue Umgebung, als auch seine Erweiterung größtenteils bei der Drucklegung der ältesten Lemgoer Chytraeus-Ausgabe vollzogen wurden.

DE SMET hat mir Fotokopien von L 1590 1a, 4b–6a, 8b – 10a, 29b–36a, 83b–94a, 104b–106a, 108b–121a und 144b–146a zur Verfügung gestellt,

<sup>5</sup> Davon sind 23 als geschlossene Gruppe auf S. 69–70 behandelt; auf S. 71 finden sich noch isoliert die Fälle *immenwarer* und *Harnischürer*.

<sup>6</sup> Vermutlich Druckfehler für *Schulte*.

<sup>7</sup> Eine erste Gruppe von 25 ist auf S. 70 behandelt, eine zweite von 12 auf S. 71.

<sup>8</sup> Druckfehler für „canterius“, wie es L 1585 richtig heißt.

<sup>9</sup> Eine Gruppe von 16 Tiernamen steht auf S. 70 u. / 71 o., eine Gruppe von 6 Handwerkerbezeichnungen auf S. 71 u.

so daß ich das Verhältnis der beiden älteren Lemgoer Drucke zueinander genauer untersuchen konnte.

Wie bereits ein Vergleich der Nr. 2421 bei BORCHLING-CLAUSSEN mit obiger bibliographischer Beschreibung vermuten läßt, hat der Setzer von L 1590 sich bemüht, den Text der einzelnen Seiten von L 1585 auf den jeweils entsprechenden Seiten unterzubringen. Das gilt insbesondere auch für den eigentlichen Nomenclator, der in beiden Drucken 542 Spalten, d. h. 271 Seiten enthält, doch wird es hier nicht mit letzter Konsequenz durchgeführt. Auf Bl. 9a–10a (= Sp. 1–6) herrscht, von Einzelheiten in der Schreibung der nd. Wörter abgesehen, vollständige Übereinstimmung. Der Vergleich von Bl. 29b–36a (= Sp. 83–110) aber lehrt, daß L 1590 ausnahmsweise auch kürzt<sup>10</sup>, häufiger jedoch nd. Ausdrücke hinzufügt<sup>11</sup>. Durch einen Irrtum in Sp. 97 von L 1590 (die beiden letzten Stichwörter mit Übersetzung von Sp. 96 werden hier am Anfang wiederholt) und durch die kleinen Zutaten, die gerade in dieser Spalte einsetzen, entsteht eine Differenz zwischen beiden Drucken, die in Sp. 110 schon beträchtlich ist.

Es ist anzunehmen, daß L 1590 auch zwischen Bl. 36a und 83b noch mehrere Zusätze enthält, denn Bl. 83b in L 1590 (= Sp. 299–300) entspricht Bl. 83a (= Sp. 297–298) in L 1585. Vermutlich handelt es sich dabei – im Gegensatz zu den Spalten 97–110 – nicht nur um Zusätze des zweiten Typs, sondern auch um neue Stichwörter mit Übersetzung (Typ 3), wie der Vergleich der Bl. 83b–94a in beiden Drucken deutlich macht. In Sp. 305–316 (= Bl. 85–87) von L 1590 kommen acht solche Stichwörter vor, die in L 1585 fehlen. Das erste ist 305 „Glandulæ, *de Fibelen der Pferde*“ (fehlt an der entsprechenden Stelle in Sp. 303 von L 1585), das achte 316 „Longurius, ein *Laterboem*“ (fehlt an der entsprechenden Stelle

<sup>10</sup> In Sp. 87 gibt L 1585 „Mucus, Catul. *süchticheit der nesen | snoppe rotz*“. L 1590 hat rechts vom Schrägstrich nur *Schnoppe*. In Sp. 94 hat L 1585 „Dentes molares, maxillares, *Backentene, kusen*“. Der nd. Ausdruck *kusen* fehlt in L 1590.

<sup>11</sup> L 1585, Sp. 97 „Hypochondria, *dat weke der Siden*“ = L 1590, Sp. 97. „Hypochondria, *dat weke der Siden | (98) nder den korten Ribben*“. L 1585, Sp. 97 „Nates, clunes, Horat. *de Erßbellen*“ = L 1590, Sp. 98 „Nates, clunes, Horat. *de Erßbellen, Erßbacken*“. L 1585, Sp. 103 „Melancholicus, Cic. *schwer mödich*“ = L 1590, Sp. 104 „Melancholicus, Cic. *schwer mödicheit*“ (wohl ein Irrtum). L 1585, Sp. 106 „Gibbosus, Cels. *hökerich | de einen hogen Rügge befft*“ = L 1590, Sp. 106 „Gibbosus, Cels. *Hökerich | de einen hogen Rügge edder Höuer befft*“. L 1585, Sp. 106 „Luxatus, Pli. *dem ein ledtmate verrückt ys*“ = L 1590, Sp. 107 „Luxatus, Pli. *dem ein ledtmate vorrücket edder vth dem lede ys*“. L 1585, Sp. 106 „Tremulus, Terent. *de zettert*“ = L 1590, Sp. 107 „Tremulus, Terent. *de zettert | beuet*“. L 1585, Sp. 107 „Varicosus, Juven. *de dicke geschwollen Adern an den beinen befft*“ = L 1590, Sp. 107 „Varicosus, Juven. *de dicke geschwollen Adern an | (108) den Beenen edder ein Auerbeen befft*“.

in Sp. 314 von L 1585); die übrigen sechs sind die ersten sechs Fälle des Typus 3, die DE SMET S. 70–71 nennt (in L 1585 fehlen sie in Sp. 306, 306, 307, 308, 312 und 312). Es hat also zunächst L 1585, dann erneut L 1590 den Bestand der Stichwörter erweitert. Dadurch und auch durch Zusätze des Typs 2 (es gibt übrigens auch Änderungen des Typs 1 in diesem Teil)<sup>12</sup> wird das Gleichgewicht, das auf Bl. 83 durch eine Verschiebung um genau eine Seite in gewissem Sinne wiederhergestellt war, aufs neue zerstört. Nach Bl. 88b (= Sp. 320) erlaubt sich der Setzer von L 1590 dann einen drastischen Eingriff. Sein letztes Stichwort in Sp. 320, „Aves aduncæ“, findet sich in L 1585 in der oberen Hälfte von Sp. 318, wo es erläutert wird als *Vogel mit krummen klawen vnd schnaueln*. Er übernimmt davon nur so viel Text, wie nötig ist, um die Spalte zu füllen, d. h. *Vogel mit krum* –. Dann überschlägt er nicht nur den Rest dieser Worterklärung, sondern auch den ganzen übrigen Teil der Sp. 318 von L 1585 sowie die ganze Seite 88b (= Sp. 319–320). Auf Bl. 89a beginnt er Sp. 321 mit „Accipiter pernix, *Stódtfalcke*“, genau wie in L 1585. Es kümmert ihn dabei nicht, daß er auf diese Weise den zweiten Teil des Kapitels LXXXI in L 1585, „Avium varia genera“, an den ersten Teil des Kapitels LXXX, „De avibus generatim“ anhängt. Ab Bl. 89a wagt er es kaum noch, etwas zu ändern, vielmehr schließt er sich nun seiner Vorlage sklavisch an. Im restlichen Teil des Auszugs Bl. 83b–94a sowie auf Bl. 104b–106a (= Sp. 383–390) habe ich keine einzige Änderung mehr finden können; im Auszug Bl. 108b–121a (= Sp. 399–450) habe ich nur noch zwei neue Vokabeln des Typus 1 festgestellt: Sp. 411 „Vinaceus, Var. vinaceum, Colum. *de stenekörneken* (L 1585) | *stenekrueken* (L 1590) *in den Wynberen*“; Sp. 436 „Acanthus, Virg. *Welsch Barenklaw* (L 1585) | *barenkrudt*“ (L 1590). Die erste Änderung dürfte sogar als Druckfehler zu interpretieren sein. Durch diese minimalen Unterschiede ändert sich selbstverständlich nichts mehr an der ab Bl. 89a vollkommen parallelen Verteilung der Textmengen über den Satzspiegel der beiden Ausgaben.

Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß L 1585 für die nd. Lexikographie wichtiger ist als L 1590: Er ist die um fünf Jahre ältere Vorlage des letzteren; er enthält bereits die meisten östlich-westfälischen Vokabeln; schließlich ist in seine Drucklegung wesentlich mehr Sorgfalt investiert worden. Doch ist L 1590 durch die Entdeckung eines älteren Lemgoer Drucks nicht bedeutungslos geworden, denn von den neuen Wörtern, die er im Vergleich zu R 1582 enthält, kommen immerhin schätzungsweise 20% noch nicht in L 1585 vor.

<sup>12</sup> Die Zusätze und Änderungen auf Bl. 83ff. sind sämtlich bei DE SMET verzeichnet.

## Lüttj Hinnerks Tod – Schicksal, Unfall oder Totschlag? Über soziale Kontrolle in einer Dorfgesellschaft\*

1. 1. Der Holsteiner Johann Hinrich Fehrs (1838–1916) gilt als einer der Klassiker, wo nicht als der unbestrittene Meister neuniederdeutscher Erzählkunst. Von anderen, früheren niederdeutschen Prosaisten, insbesondere von Reuter und Brinckman, pflegt man ihn positiv abzuheben, indem man ihm ausgeprägteres Formbewußtsein sowie entschiedenerer Hinwendung zu psychologisierender Vertiefung, zu Charakterschilderung und -entwicklung zuspricht. Die in der Literaturgeschichtsschreibung verbreiteten Urteile über seine ureigene Leistung lassen sich denn auch ohne Zwang auf vier Feststellungen zurückführen:

— Die Welt der Fehrsschen Erzählwerke ist vergleichsweise eng begrenzt. Es ist die Welt der holsteinischen Landbevölkerung im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, genauer: die des Dorfes „Ilenbeck“ – das wiederum zu guten Teilen identisch ist mit des Autors Heimatdorf Mühlenbarbeck.

— Jedoch gelingt es Fehrs, am Beispiel des kleinen, in sich geschlossenen Weltausschnitts die ganze Welt, am Beispiel ländlich-bäuerlichen Denkens und Fühlens die ganze Bandbreite allgemein-menschlicher Geistes- und Gemütsregungen sichtbar zu machen.

— Er erreicht das dadurch, daß er außergewöhnliche Einzelcharaktere in den Mittelpunkt des Geschehens stellt, sie in Konfliktsituationen bringt und dann ihren Reaktionen im Detail nachspürt.

— Dabei bilden die übrigen Personen, bildet die Dorfgesellschaft – trotz aller auch auf sie verwandten Darstellungskunst – nur mehr den Hintergrund, das notwendige Fundament für die Konflikte, die sich um die Hauptgestalten bzw. in deren Inneren abspielen<sup>1</sup>.

\* Dieser Beitrag beruht in wesentlichen Teilen auf einer ebenso ausgiebigen wie anregenden Diskussion, die ich im Laufe des WS 1971/72 mit den Mitgliedern einer Hauptseminars-Arbeitsgruppe an der Universität Münster geführt habe.

<sup>1</sup> Vgl. G. CORDES, *Niederdeutsche Mundartdichtung*, in: *Dt. Philol. im Aufriß*, 2. Aufl., II, Sp. 2422/2423; W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*, Leipzig Berlin 1920, S. 101–103; H. K. A. KRÜGER, *Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart*, Schwerin (1913), S. 136–139; H. TESKE, *De Nederduitsche Literatuur* (Kleine Beer Reeks Nr. 4), Brussel 1942, S. 44–49.

1.2. Ohne jeden Zweifel stimmen solche Urteile mit Intention und Selbstverständnis des Autors überein; und fraglos beruhen sie auf nachprüfbar Beobachtungen am Text. Ebenso unabweisbar scheint aber, daß sie allenfalls die halbe Wahrheit über Fehrs mitteilen – wobei die Tendenz dahin geht, gerade die weniger charakteristische Hälfte der Wahrheit hervorzukehren. So deutlich nämlich die Betrachter Fehrs' Bindung an die holsteinische Dorfheimat erkennen, so lobend sie sich immer wieder über die Direktheit, Anschaulichkeit und Wirklichkeits-treue seiner Schilderung äußern, so gering ist letztlich ihre Neigung, in der räumlichen und zeitlichen Bedingtheit auch den primären oder gar alleinigen Sinn und Wert seiner Dichtung zu erblicken. Statt dessen bemühen sich die Interpreten ständig und nicht immer ohne Krampf, im Dorfe „Ilenbeck“ die Welt, in den Lebensregungen der Bauern, Knechte und Handwerker das Allgemeinmenschliche, in ihren psychologischen Nöten zumal das „Ringens zwischen dem guten und bösen Prinzip in der Menschenseele“<sup>2</sup> auszumachen. Aus dem Verfasser von Dorfgeschichten in mundartlicher Sprachform wird dabei unversehens der Dichter von Welt und Menschentum.

1.3. Nun lassen sich für solch Verfahren einige Gründe anführen, nicht unbedingt gute zwar, wohl aber erklärende. Zunächst ist davon auszugehen, daß das Phänomen Mundartdichtung von der sozusagen offiziellen Literaturwissenschaft stets gern übersehen worden ist. Demzufolge blieb es den speziell Interessierten überlassen, die ihrerseits nun bemüht waren, den Gegenstand ihres Interesses, nicht selten auch ihrer Liebe, gegen Vorurteil und Mißachtung aufzuwerten. Da mochte es nahe liegen, das der Mundartliteratur nun einmal anhaftende Merkmal der Regionalität nicht zu betonen, es vielmehr als Symbol für Überregionalität auszugeben. Freilich wäre das unmöglich gewesen, hätte nicht die literaturwissenschaftliche Theorie- und Methodenbildung samt ihrem ideologischen Unterbau dies Vorgehen begünstigt.

Die bisherige Fehrs-Rezeption lebt von jenem Literaturverständnis, das allein auf den Kunstcharakter abzielt: Formalästhetische, idealische und individualpsychologische Gesichtspunkte stehen im Vordergrund. Mit ihnen hoffte man die im Vergleich zur Realität des erzählten Lebens eigenartige, autonome Seinsweise des Literarischen einzufangen. Die materiellen sozioökonomischen, soziokulturellen und sozialpsychologischen Gegebenheiten, die das Leben in „Ilenbeck“ bestimmen, gerieten

<sup>2</sup> STAMMLER S. 102.



bei derart eingeschränktem Erkenntnisstreben bald gar nicht ins Blickfeld, bald wurden sie – im- oder explizit – als unwichtig verharmlost, als unproblematisch hingenommen. HANS TESKE etwa notierte zu Fehrs' großem Dorfroman *Maren*: „Wat eens gebeurde, wordt als iets algemeen . . . opgevat, dorp en tijd verdwijnen, waar het gaat om het diepste van een karakter, een karakter waarin de tijd niet weerspiegeld, doch vervuld wordt<sup>3</sup>.“ Und GERHARD CORDES meinte, die Figuren der Fehrschen Erzählungen hätten „es viel mehr mit den eigenen Charaktereigenschaften zu tun als mit äußeren Schicksalsereignissen“, ja, sie kennzeichne „ein echter Bauernstolz, der aus der Geradheit des Charakters entwächst und von der sozialen Stellung kaum abhängig ist“<sup>4</sup>. Mit anderen Worten: Ort und Zeit, reale Zustände und Vorgänge im Dorfleben werden für allgemein oder 'äußerlich' erklärt und mit irrealen, rational nicht zu fassenden Kategorien (Charaktertiefe, Zeiterfüllung, Schicksal) in Verbindung gebracht. Sie werden damit zufällig und austauschbar. Was bleibt, ist der als autonom verstandene Charakter, das Individuum mit offenbar angeborenen, von der Umwelt nicht beeinflussten Eigenarten und Verhaltensweisen. Diese Ablösung des Menschen vom sozialen Kontext kann sogar so weit gehen, daß der Begriff des 'Bauernstolzes', der allein im Hinblick auf das Selbstwertgefühl einer bestimmten sozialen Gruppe sinnvoll ist, wider alle Logik als von sozialen Implikationen frei gedacht werden kann.

1.4. Man hat eben, kurz gesagt, den Autor Fehrs nie recht beim Wort genommen. Mag auch feststehen, daß die von ihm erzählte Welt zunächst für ihn wie für viele andere eine erlebte Welt gewesen ist, mag er selbst dafür Authentizität beansprucht haben – seine Interpreten haben das Hier und Heute seiner Texte nie an sich ernst genommen, sondern im konkret Erzählten zuvörderst das Gemeinte im höheren Kunstsinne gesucht. Und bei dieser Suche nach der gestaltgewordenen Idee<sup>5</sup> ist ihnen als Bühnenkulisse, als Lokalkolorit und, wo es gut ging, als nicht näher zu analysierende Volkstumsbeschreibung erschienen, was die Bedeutung Fehrscher Erzählkunst eigentlich ausmacht: die minutiöse Schilderung der Lebensbedingungen in einem holsteinischen Dorf kurz nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da ihnen jedoch diese Sicht auf die Dinge ver-

<sup>3</sup> TESKE S. 49.

<sup>4</sup> CORDES Sp. 2423.

<sup>5</sup> Vgl. LOTTE FOERSTE, *Idee als Gestalt in Fehrscher Kunst. Eine ästhetische Dichtungsbe-trachtung*, Hamburg Neumünster 1962.

sperrt war, haben sie auch die wirklich entscheidenden Fragen nach dem Künstlertum Fehrs' nicht mehr gestellt. Was er aus dem klar definierten Stück Lebensrealität gestalterisch machte, ob und wie er – der immerhin aus der Retrospektive schrieb – durch die Formgebung Stellung zu dieser Realität bezog, das scheint die Urteilenden nicht sonderlich berührt zu haben.

1.5. Als Gegenstand für eine Interpretation, die ansatzweise eine andere, neue Fehrs-Rezeption anbahnen soll, wurde des Autors erster Versuch mit niederdeutscher Epik ausgewählt: die Erzählung *Lüttj Hinmerk*. Sie ist 1876 entstanden, 1878 erstmals bei Adolf Nußer in Itzehoe erschienen. Es handelt sich hier – mit den Worten von CHRISTIAN BOECK – um „die Geschichte eines in der körperlichen Entwicklung zurückgebliebenen, krüppelhaften jungen Menschen . . ., der an der Tragik seiner äußeren Gestalt zu Grunde geht“<sup>6</sup>.

2.1. Schauplatz der Handlung ist das typisch Fehrssche Dorf, das – wie in anderen Werken auch – „Ilenbeck“ genannt wird, meistens aber schlicht „dat Dörp“ heißt. Daß es sich dabei um ein nur leicht verfremdendes Pseudonym handelt, daß „Ilenbeck“ als ein reales, auf der Landkarte situierbares Gemeinwesen erkannt werden soll, ergibt sich unzweideutig aus dem Text: Es gehört zum Kirchspiel Kellinghusen (188, 203, 216, 237)<sup>7</sup>, und die zuständige Militärverwaltung hat ihren Sitz in Itzehoe (216). Da Fehrs' Geburtsdorf Mühlenbarbeck in unmittelbarer Nähe dieser beiden Orte liegt, braucht selbst der heimatkundlich weniger Bewanderte nicht lange über die Identität „Ilenbecks“ nachzusinnen. Die Leser aus der engeren Umgebung seiner Heimat hat Fehrs ohnehin nicht im Zweifel gelassen. Der „Ilenbeck“ nämlich war ein Bach in der Feldmark von Mühlenbarbeck; zudem sind neben anderen Einzelheiten die Flurbezeichnungen „Ellernbrook“ (174) und „Buurnknüll“ (222) unverändert aus der Realität Mühlenbarbecks in die Geschichte übergegangen<sup>8</sup>.

Anhaltspunkte für eine zeitliche Einordnung des Erzählten sind aus dem Text nicht zu gewinnen. Auf dem Umwege über eine briefliche

<sup>6</sup> CHR. BOECK, *Johann Hinrich Fehrs*, Garding 1908, S. 28.

<sup>7</sup> Die zum Beleg für Zitate und Verweise in den Text eingefügten Seitenzahlen beziehen sich auf die einzige z. Z. im Handel befindliche Ausgabe der Erzählung, in: J. H. Fehrs, *De billi Beek. Vertellen un Gedichten*, Hamburg-Wellingsbüttel 1958, S. 174–238.

<sup>8</sup> Vgl. die Dorfbeschreibung in der autobiographischen Skizze *Ut mien Leben*, Blätter der Fehrs-Gilde 10 (1932/33) 1–10.

Äußerung erfahren wir jedoch, ein Vorfall, der später zu den inspirativen Anlässen für die Gestaltung gehörte, habe sich zugetragen, als Fehrs 15 oder 16 Jahre alt war<sup>9</sup>. Demnach wäre das Gesamtgeschehen etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts anzusiedeln.

2.2. Ilenbeck bietet das Idealbild einer Gemeinde im Sinne der Soziologie; es stellt sich ja dar als „die lokale Einheit einer Gruppe von Menschen, die ihr soziales, wirtschaftliches und kulturelles Leben gemeinsam fristen und bestimmte Werte und Bindungen gemeinsam anerkennen“<sup>10</sup>. Neu ist an dieser Aussage lediglich die Terminologie und die durch sie bewirkte definitorische Klarheit. Der gemeinte Sachverhalt selbst ist den Fehrs-Interpreten stets gegenwärtig gewesen. Da sie indes kaum Interesse für die Frage aufzubringen vermochten, wer denn hier wie und unter welchen Bedingungen mit wem zusammenlebte, pflegten sie das soziale Gebilde gern als '(Dorf-)Gemeinschaft' zu umreißen<sup>11</sup>. Sie erweckten damit nicht nur den Eindruck von einem globalen, undifferenzierten Ganzen, sondern suggerierten geradezu die Vorstellung von einem besonders engen, irgendwie positiven sozialen Kontakt. Demgegenüber ist hervorzuheben, daß der Begriff der Gemeinde neutral ist, daß er insbesondere die Existenz von Spannungen, Machtunterschieden und Konflikten in der so gekennzeichneten Sozialwirklichkeit nicht ausschließt<sup>12</sup>.

2.3. Die Gemeinde, die uns im Text der Erzählung entgentritt, ist zuvörderst charakterisiert durch Kleinheit und fast hermetische Abgeschlossenheit. Das Dorf selbst ist von so geringer Ausdehnung, daß die abfahrenden Hochzeitswagen bis zum Ortsausgang „man bi en paar Hüser vörbi“ kommen (184). Weiter gehören dazu die Feldmark und die Mühle, die etwas außerhalb des Dorfes liegt und von ihm durch eine Anhöhe getrennt ist (206). Art und Ausmaß ihrer Integration in die Gemeinde werden unten noch zu erläutern sein. Innerhalb dieses Rahmens nun vollzieht sich das gesamte Leben der Menschen; nur in Ausnahmefällen überschreiten sie die gesteckten Grenzen: In der Kirche zu

<sup>9</sup> Vgl. J. H. FEHRS, *Briefe an Heinrich Hansen*. Hrg. v. d. Fehrs-Gilde, Kiel 1929, S. 53/54.

<sup>10</sup> So die Definition einer Gemeinde bei R. KÖNIG, *Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde*, Reinbek bei Hamburg 1958, S. 27.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. CORDES Sp. 2423; BOECK S. 35; J. BÖDEWADT, *Johann Hinrich Fehrs. Sein Werk und sein Wert*, Hamburg 1914, S. 69.

<sup>12</sup> Vgl. R. KÖNIG, *Einige Bemerkungen zur Soziologie der Gemeinde*, in: *Soziologie der Gemeinde* (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 1), Köln Opladen 1966, S. 1-11; bes. S. 3.

Kellinghusen wird man getraut (183ff.), auf dem dortigen Friedhof bestattet (237); zur Musterung hat die männliche Dorfjugend in Itzehoe anzutreten (216ff.). Andere, sozusagen normalere Verbindungen zur Außenwelt haben die Ilenbecker offenbar nicht, sie scheinen sie auch nicht zu vermissen. Sogar das Kirchdorf Kellinghusen, das sie doch notgedrungen gelegentlich besuchen, zählt für sie bereits zum Fremdbereich. Als etwa Hinnerk nach einer Möglichkeit sucht, den Zwängen der Gemeinde Ilenbeck zu entrinnen, schlägt ihm seine Mutter vor: „Du brukst jo hier ni to blieden, du kunst jo na Kellnhusen . . . kamen“ (203).

Was aber aus der großen Welt nach Ilenbeck dringt, ist allein durch Lehrer und Pastor vermittelt. Und allemal handelt es sich dabei um Bruchstücke höherer Bildung, denen jede Beziehung zum Leben der Dörfler fehlt und die deswegen entweder als vom Hörensagen bekannte Merkwürdigkeiten weitergegeben oder direkt abgelehnt werden:

„Wenn he mal Puust heel, stell he sik as de Koloß von Rhodus – von den Persepter vertelt hett – wietbenig . . .“ (174);

„As uns' lüttj Hinnerk döfft waar, vertell uns de selige Paster Binge en ole Geschicht von Adam un Eva . . .“ (196);

„De ool gode Persepter neem em geern mit in sien Stuuv un wies em allerlei un snack mit em över gelehrte Saken; de sloog em vör, he schull Schriver warnn . . . Hinnerk see nee, Schriver wull he ni warnn“ (199/200).

Geht es in diesen Zitaten um Dinge, die in den Augen der Ilenbecker schlechterdings exotische Qualität besitzen müssen und die sie deshalb mehr instinktiv von sich fernhalten, so klingt in einer anderen Passage der Erzählung eine bis zum Haß gesteigerte, dabei mit Furcht untermischte Aversion gegen Fremdes, Ungewohntes, Unnormales durch. Als Hinnerk mit dem Knecht Hans-Jochen zur Mühle hinausfährt, kommt ihnen eine Gestalt entgegen, in der zunächst Hinnerk „en lütt Deern“ zu erkennen meint, die Hans-Jochen seinerseits sofort als „de ool Korlien . . ., de Kaartenleggersch, de ool Botterhex“ identifiziert (206ff.). In der Tat entpuppt sich Korlien bei näherem Zusehen als eine in Körperbau, Aufmachung, Bewegung und Ausstrahlung fremdartige, durchaus hexenähnliche Figur. Zudem ist ihr eine in Ilenbeck nie gehörte Sprache eigen: „de Wöör kemen eer so sunnerbar ut'n Mund, dat klung so fremd un snaaksch, Hans-Jochen un Hinnerk harrn lachen mücht . . .“. Dieser Einbruch von außen, von irgendwo jenseits der Gemeindegrenzen treibt den typischen Ilenbecker Hans-Jochen in eine Kette von Abwehrreak-

tionen hinein. Sie reicht von schierer Überheblichkeit („Hett s' di wat daan?' froog Hinnerk . . . 'De? Töof mal!'“) und Anmaßung („Korlien! höida!' reep Hans-Jochen“) über Unbehagen („De verdammten Ogen!' mummel he“), Lachreiz, furchtbedingtes Fernhalten durch Gewaltandrohung („Fiev Schritt von Liev!' reep Hans-Jochen, 'sünst . . .' He baller mal mit de Sweep“) bis hin zu dem wiederholten Versuch, den Menschen Korlien in den Bereich des Unmenschlichen, schlechthin Bösen zu verweisen („Botterhex“; „Satanswief“; „'En ole Hex, Hinnerk, wider nix!“).

2.4. Mit der tatsächlichen und gewollten Abgeschlossenheit Ilenbecks korrespondiert das Phänomen einer ebenso realen wie im Bewußtsein verankerten Zusammengehörigkeit. In Ilenbeck muß – im Positiven und im Negativen – mit der allgegenwärtigen Anteilnahme jedes an jedem gerechnet werden. Beim traditionellen Ringreiten etwa ist „ganz Ilenbeck . . . op de Been“ (222), eine Hochzeit weitet sich zum Dorfvergnügen aus (183f.), die Sitte des Rummelpott-Laufens ist lebendig (191). Wo Hilfe vonnöten ist, erweist sich Nachbarschaft als soziale Wirklichkeit: Greetjn Gripp hat sich um die kranke Abel gekümmert (191), Möller Dierks bietet Hinnerk tatkräftig Zuspruch und Zuflucht (188f.). Endlich gehen die Alten in der ersten Frühjahrssonne zu einem Gespräch auf die Straße oder zu Nachbarn (189f.), und die Jungen spielen gemeinsam (199). In diesen Bereich des Dorflebens sind auch die Leute von der abseits liegenden Mühle voll einbezogen: Möller Dierks ist Hinnerks Taufpate (186), er ist bei der Hochzeitsfeier dabei (185), ebenso beim Ringreiten (232); seine Tochter Emma gewinnt sogar den Wettkampf der Mädchen (229).

Eine in mehrfacher Hinsicht sozialen Zusammenhang verratende Figur ist die der alten Abel. Sie fungiert als dörfliches Kommunikationssystem, als lebende Zeitung. Daß man sie darob eine neugierige Klatschbase mit losem Mundwerk schilt und sich erhaben dünkt über sie (182, 191), ist weniger entscheidend als die Tatsache, daß sie eine für das Dorf notwendige Arbeit verrichtet – für das „Aportendregen“ wird sie ja samt ihrem Lebensgefährten ausgehalten (191). Zum zweiten hat Abel die Position eines 'Blitzableiters' inne. An ihr nämlich mag in herablassender Neckerei sich üben, wer immer gerade Lust dazu verspürt (192, 193, 223, 227), an ihr dürfen die Jungen ihre übermütigsten, rücksichtslosesten Streiche ausprobieren, ohne daß ihnen anders als halbherzig Einhalt geboten würde (191f.). Schließlich dient die Vielseitige den Ilenbeckern als eine Art von Dorfnarr: Sie allein genießt die Freiheit, ungeachtet aller geltenden Verhaltensregeln zu sagen, was sie für richtig hält; zwar ver-

breitet sie damit allenthalben Schrecken (191), doch läßt man sie gewähren. Einerseits darf man das unbeschadet tun, weil ihr keinerlei Macht zur Verfügung steht, ihre Äußerungen also rein verbale Kraftakte bleiben müssen. Andererseits besitzt auch die Gemeinde keinerlei Möglichkeit mehr, Abel an irgendetwas zu hindern. Zu oft und zu böse haben die Leute an ihr und ihrem verpfuschten Leben die Zungen gewetzt, als daß ihr die Meinungen anderer nicht herzlich gleichgültig hätten werden müssen (182).

2.5. In dieser Meinung der anderen, der Allgemeinheit offenbart sich im übrigen der Gemeindecharakter Ilenbecks am augenfälligsten. Weder die physische Nähe, der häufige enge Kontakt, noch das sichtbare soziale Handeln konstituieren einen ähnlich festen Zusammenhalt. An welchem Ende des Dorfes immer etwas getan, gesagt, gedacht oder gefühlt wird, die Dorfmeinung ist immer dabei. Anwesend ist sie z. B. in Gestalt der „olen Wiver“ (184), der „Naverschop“ (192), der Hochzeitsgäste (194) oder einfach der „Lüüd“ (202, 203), die zuschauend und zuhörend an einem Geschehen teilhaben und dazu ihre Gedanken kundtun bzw. verschweigen. Während diese Form der Bloßlegung überpersönlicher und deshalb übergeordneter Wertvorstellungen und Normen noch als natürliche, jeweils zufällige Zeugenschaft aufgefaßt werden kann, läßt der Autorenbericht erkennen, daß ein wahrhaftes System sozialer Kontrolle in Ilenbeck herrscht:

„se vergeten sik rein un anner Lüüd darto“ (180);

„Denn Abel harr – so seen all Lüüd – ümmer mit eren Mann as Katt un Hund leevt . . . Alle Lüüd wunnern sik . . .; se harr den Düvel ünner de Eer bröcht, seen se . . .“ (190/191);

„So lang Klaas un Greetjn noch ni von de Kanzel weren, küseln un brummen de olen Wiver in't Dörp rüm und reten de beiden in korte Stücken“ (195);

„De Buurn wüssen erst ni recht, wat se mit Klaas anfangen schullen; se harrn wull op em hacken mücht as de Krein op de Uul . . .“ (195) usw.

Wie fraglos die Existenz einer Kontrollinstanz vorausgesetzt wird, wie vollkommen sie von den Ilenbeckern verinnerlicht worden ist, zeigen in aller Klarheit die Dialoge. In Rede und Widerrede, in Rat, Drohung oder Zuspruch kalkulieren die Personen die öffentliche Meinung als Faktum ein:

„du seggst doch keinen Minschen von de Saak!“ (178);

„. . . wenn de annern Buurn em nich estermern wüllt . . .“ (180);

„nu komm, dat uns hier kener belöppt!“ (180);

„Wenn de Lüüd seen doot, dat du . . ., so gifft 't en fürchterlichen Larm in Dörp!“ (181);

„Laat de Lüüd seggen, wat se wullt . . .“ (182);

„Laat de Lüüd man snacken un tweern . . .“ (186);

„. . . anner Lüüd mööt nix darvon marken . . .“ (189);

„Wenn du . . . geist, fraagt de Lüüd sik: warum . . .“ (204) usw.

Und endlich haben auch die Individuen, wenn sie ihre Gedanken und Gefühle, Hoffnungen und Ängste vor sich selbst in Ordnung zu bringen suchen, das Bedürfnis, zwangsläufige Auswirkungen auf die Dorfgesellschaft sofort mit einzurechnen:

„se hett de Saak . . . ganz heemlich bedreben, keen Minsch wat seggt, . . . Nu laat de Lüüd man achter eren Ruch schimpen un schanderen – se hett em nu, un de Buurn un de olen un jungen Wiver mööt sik darin finnen!“ (192);

„he harr ok woll Lust un Moot, aver wat schullen de annern seggen, wenn . . .“ (199).

Aus all diesen Einzelheiten muß füglich geschlossen werden, das Leben in Ilenbeck bestehe in ständiger Auseinandersetzung nicht nur mit den Meinungen und Erwartungen von Personen und Personengruppen, sondern mit einem Kanon allgemein oder doch mehrheitlich akzeptierter Normen. Weiter ist zu folgern, daß Spannungen und Konflikte in der Gemeinde an der Tagesordnung sind: Zumindest der eine oder andere Ilenbecker sieht sich vor Forderungen gestellt, die er im jeweils eigenen Falle nicht erfüllen, denen er gar zuwiderhandeln möchte. Das heißt aber, daß die Regeln eben seiner Situation, Haltung, Neigung etc. doch nicht vollauf gerecht werden. Wer also bestimmt hier Art und Ton des Umgangs miteinander, wer schafft die Normen, deren Einhaltung belohnt, deren Nichtbeachtung bestraft wird, und sei es 'nur' mit Worten bzw. Gewissensqualen? Woher auch bezieht dieser abstrakte Gesetzgeber eigentlich die Legitimation, Verhaltenszumutungen an jedermann zu richten?

3.1. Außer einer zahlenmäßig nicht faßbaren Menge von Menschen, die hinter Sammelbezeichnungen wie „de Lüüd“, „de olen Wiver“, „de Gören“, „de Jungs“ etc. verborgen sind, werden in der Erzählung 46 Personen mit Namen, Berufs- oder Funktionsangabe genannt. Sie sind demnach als Individuen dingfest zu machen.

Aus diesem Gesamtbestand sind, wo es um eine vorläufige Skizze Ilenbecks geht, von vornherein die Leute auszusondern, die nicht zur Gemeinde gehören. In erster Linie gilt das für die ausschließlich bei der Musterung in Itzehoe Auftretenden, d. h. für Kommissar, Unteroffizier, Wachtmeister und Physikus (217) sowie für den „Schoster ut Kellnhusen“ und den Wirt, dessen Kneipe an der Landstraße liegt (216). Sicher der Außenwelt zuzurechnen sind ferner Korlien (206 ff.) und Hans-Jochen Kreis Braut Trina Voßen, die „op'n Lammermoor“ zu Hause ist (221). Der Arzt Doktor Petzold (220) übt wohl seinen Beruf in Ilenbeck aus, scheint aber nicht dort zu wohnen; jedenfalls ist er im Unterschied zu Pastor und Lehrer in keiner Weise integriert. Für die Kurzbeschreibung ebensowenig zu berücksichtigen sind alle diejenigen, an deren Gemeindegliedschaft Zweifel erlaubt sind oder denen mangels qualifizierender Daten eine Position nicht zugewiesen werden kann: Stina Reimers (175), Stina Rehders (208), „de Garver“ (216), Franz Jung „un sien Muskanten“ (223), Jakob Fock (223), Lina Poppen (233), Marrs Raav (185).

Die übrigen Personen lassen sich, unter ökonomischem Blickwinkel betrachtet, mehr oder minder genau einordnen:

— Ilenbeck lebt ganz überwiegend von der (und für die) Landwirtschaft. Den Bauernstand repräsentieren Hans Raav und Sohn Hans, Hans Dierks – der zugleich Müller ist – mit Frau und Tochter Emma, Greetjn Gripp-Möller mit den Söhnen Hinnerk und Klaas (196, 202), Hans Rickels, mit größter Wahrscheinlichkeit auch Jochen Haack, Vader Andrees sowie Matten Popp mit Frau und Sohn Klaas (229 f., 234). Als Knechte erscheinen Klaas Möller, Hans-Jochen Krei, Hannes Sibbert (231) und Timm Horns, letzterer gleichzeitig als Müllerbursche (209 f.). Dem Agrarbereich zuzuschlagen ist auch der Schäfer Jakob Brammann (232).

— Daneben gibt es in diesem vorindustriellen Dorf eine Reihe von Handwerkern, nämlich den Bäcker (Bäckerjungen?) Steffen Bolln (191), den Schneider „Hinnerk-Snider“ mit Mutter Mariken (193), den Schuster „Marrs-Schoster“ (184), den Pantoffelmacher Jakob Wraag (227) samt „ool Wraagsch“ (225).

— Eine dritte Gruppe bilden Personen ohne Besitz und Beruf. Abel und Kasper bestreiten ja ihren Unterhalt allein von den Gaben anderer. Als was diese Gaben aufgefaßt werden, ob als Almosen, wie die selbstgerechte Dörflermeinung will, oder als Entlohnung für Zuträgerdienste, wie die objektiven Umstände nahelegen, hängt von der Perspektive ab. Hinsichtlich Jasper Seemanns ist undefinierbar, auf welcher Basis er sein Leben fristet. Er, der beim Ringreiten das Amt des „Ringstellers“ aus-



zuüben pflegt, mutet wie ein Dorffaktotum an. Immerhin meint er von sich selbst, er brauche sich glücklicherweise weder über Geld noch über Kinder Sorgen zu machen – ihm genüge halt seine Schnapsflasche (229). — Pastor und Lehrer haben, was die Ökonomie betrifft, mit den die Gemeinde konstituierenden Bedingungen nichts zu tun.

3.2.1. Die Gliederung der Einwohnerschaft nach beruflich-ökonomischen Merkmalen besagt freilich wenig über das Leben der Menschen in Ilenbeck, genauer: sie verschleiert geradezu die Realitäten dieses Lebens. Das Nebeneinander von Gruppierungen muß ja an sich den Eindruck erwecken, es bestünden verschiedene Bereiche mit Lebensmöglichkeiten nach je eigenen Wünschen und Wertvorstellungen, Konkurrenz- und Konfliktsituationen dabei eingeschlossen. Eine derart farbige, Vielfalt zulassende Sozialstruktur aber ist in dieser Gemeinde keineswegs gegeben. Hier bilden, da es sich offenkundig um eine freibäuerliche, patronats-unabhängige Region handelt, die Bauern eine unumschränkt herrschende, im Wortsinne maßgebende Oberschicht. Sie haben die sozial führende Position inne und verteidigen sie ebenso unablässig wie unbarmherzig; sie nehmen die dörflichen Machtfunktionen wahr („Buurvaagt“, „Prachervaagt“), sie zwingen – und das ist letztlich entscheidend – allen Gemeindeangehörigen ihren bäuerlichen Wertkodex auf. Zugespitzt heißt das, wer als Knecht, Handwerker usw. in Ilenbeck existieren will, hat sich ganz bäuerlichem Denken und Fühlen anzubequemen – ohne je in den Genuß der Privilegien zu kommen, die das Bauerndasein mit sich bringt.

3.2.2. Die nach Ansehen und Macht so außerordentlich hervorragende Stellung der Bauern beruht zunächst einmal auf dem Faktor Besitz. Es ist dies ein Faktor, durch den die Kategorie Bauer ganz materiell charakterisiert, durch den sie von den anderen in Ilenbeck vorhandenen Sozialkategorien sichtlich unterschieden ist. Anders als Knechte, Handwerker etc. müssen ja die Bauern über ein bestimmtes Eigentum verfügen, um ihren Beruf überhaupt ausüben, ihre Existenz sichern zu können. So ist denn auch in Ilenbeck immer wieder vom Besitz die Rede, wo es um die spezifische Bauernrolle und ihre Erfüllung geht. Greetjn Gripp etwa läßt, als sie den Knecht Klaas Möller heiraten und somit zum Bauern machen will, als erstes Haus und Hof auf ihn überschreiben (180); ihr Sohn beruft sich zur Verteidigung seiner Bauernrechte auf die Familientradition, nach der bislang jeder Gripp darauf bedacht gewesen sei, „en Fru in't Huus to bringen mit en gode Utstüür“ (188); Klaas Möller erntet Anerkennung,

weil er den übernommenen Besitz nach Bauernart zu mehren weiß (196) usw.

Wird nun dem Merkmal Besitz, das besitzende Bauern von nichts oder wenig besitzenden Knechten und Handwerkern trennt, ein zusätzlicher Wertakzent beigelegt, so entwickelt sich die bloße Differenz zu einer einfachen, aber klaren sozialen Rangordnung. In ihr haben die Bauern die höhere, die Nichtbauern gemeinsam die tiefere Position inne. Bündig zusammengefaßt erscheint dieser Sachverhalt z. B. in der Aussage von Möller Dierks über Klaas Möller: „en Knecht is he man, un he hett nix . . .“ (186).

In dieser Aussage klingt bereits an, daß der im Ablauf sozialer Prozesse unmittelbar folgende Schritt in Ilenbeck vollzogen ist. Er besteht darin, daß die bei Annahme einer Sozialschranke Privilegierten, d. h. hier die Bauern, diese Barriere nicht allein für existent, sondern für nachgerade naturnotwendig und prinzipiell unübersteigbar ausgeben. Gleichzeitig pflegen sie Abwehrmechanismen gegen mögliche Bedrohungen ihres Status herauszubilden und die ihre Interessen wahrende Wertordnung zu der für jedermann verbindlichen zu erklären. In Ilenbeck ist dieser Endzustand in musterhafter Ausprägung erreicht: Aus der ursprünglich an die Rolle des Bauern gebundenen Norm des 'Über-Besitz-Verfügen-Müssens' ist eine allgemeingültige kulturelle Norm geworden. Nach ihr wird jeder Person die ihr zukommende Position in der sozialen Hierarchie angewiesen; und zwar auch ohne explizite Nennung des zugrundeliegenden Besitzmoments. Im Detail abzulesen ist dieser Zusammenhang an den Begleitumständen der Heirat zwischen Greetjn Gripp und Klaas Möller.

— Dem Heiratsvorschlag Greetjns begegnet Klaas sofort mit dem Hinweis auf den Standesunterschied: „Ik bün en Knecht, un du büst en Buurfru, Greetjn!“; ihre Antwort lautet zwar abwehrend: „Dat heff ik eer bedacht as du, Klaas!“ (177), doch beeinhaltet gerade die Negation eine Bestätigung der Wichtigkeit seiner Bedenken. So wägt denn Klaas, allein gelassen, das Für und Wider erneut unter gleichem Aspekt ab: „Greetjn eer Mann weer sien School- un Speelkameraad west, blot dat de en Buursöön un he en Daglönerkind weer“ (178). Und wieder gegenüber Greetjn, nun schon mit Blick auf die Sanktionen, die die inzwischen vereinbarte Normverletzung nach sich ziehen muß: „Gott geev, dat di de Buurknecht nich 'n mal toweddern warrt, wenn de annern Buurn em nich estermereen wüllt . . .!“ (180).

— Die zu erwartenden Auswirkungen innerhalb des Dorfes präzisiert

hellsichtig die mit den Gegebenheiten bestens vertraute Abel: „Wenn de Lüüd seen doot, dat du [= Greetjn] en Buurknecht an de Hand hest, so giff t en fürchterlichen Larm in Dörp!“ (181); sie stützt diese Warnung zudem ausdrücklich auf bitterste Eigenerfahrung (182). Wiederum gibt Greetjn mit einer selbstbewußten Reaktion zu erkennen, daß sie durchaus sehenden Auges aus der ihr zugedachten und von ihr ‘eigentlich’ auch akzeptierten Rolle fällt: „Laat de Lüüd seggen, wat se wüllt: ik neem den Buurknecht to’n Mann . . .“ (182).

— Den Kastengeist der Bauern formuliert im Gegensatz zu seiner Mutter schroff und mit Absolutheitsanspruch der durch die Heirat hintangesetzte Hinnerk: „Müß dat denn jüst en Buurknecht ween? Funn sik garkeen annern?“; „Is de Buurknecht nu mien Vader?“ (187). Diesen Standpunkt bekräftigt u. a. Möller Dierks, der durchblicken läßt, er würde seiner Tochter im Zweifelsfall eine Heirat mit einem Knecht verbieten (187). Kein Wunder also, daß es von den Bauern insgesamt heißt, sie hätten auf den Eindringling Klaas „hacken mücht as de Krein op de Uul“ (195).

— Die in Ilenbeck verbreitete allgemeine Meinung zu guter Letzt spricht aus folgenden Sätzen: „un wenn se ok nich all, de mit an ’n Disch seten, geern seggen, dat de Knecht en Buur waarn weer, so swegen se doch . . .“ (194); „So lang Klaas un Greetjn noch ni von de Kanzel weren, küseln un brummen de olen Wiver in’t Dörp rüm un reten de beiden in korte Stücken“ (195).

Zu ergänzen wäre diese Belegkette noch um die analoge Argumentation in jenem knappen Wortwechsel, der sich zwischen Hinnerk und dem auf eine Bauerntochter hoffenden Knecht Hans-Jochen Krei entspinnt (208f.).

Nach alledem darf dreierlei als gesichert notiert werden: Erstens kennzeichnet die Gemeinde Ilenbeck eine Sozialstruktur, in der zwei Schichten hierarchisch angeordnet sind, nämlich die der Bauern über der der Nichtbauern – letztere vorzugsweise vertreten von der Gruppe der Knechte. Vertikale Mobilität gilt dabei als im Grundsatz ausgeschlossen. Zweitens haben sämtliche Gemeindeglieder die der Schichtung vorgeschalteten Wertvorstellungen für sich anerkannt, also verinnerlicht, auch und gerade diejenigen, denen daraus erhebliche Nachteile erwachsen. Entsprechend wachen drittens alle Ilenbecker über die Einhaltung der systemgerechten Normen.

Zwei Beobachtungen freilich, die sich nach dem bisher Bekannten aufdrängen, sind einstweilen nur in Frageform zu kleiden. Woher rührt es etwa, daß die Schichtungsproblematik vorwiegend am Gegensatz zwi-

schen Bauern- und Knechtsstand aufbricht; welche Position haben überhaupt die anderen Nichtbauern inne? Und weiter: Aus welchen Quellen speist sich Klaasens und Greetjns Entschluß, im Bewußtsein nicht nur des Immobilitätsgebots, sondern auch der bei Verletzung drohenden Sanktionen die soziale Kluft zu überschreiten? Was veranlaßt umgekehrt die Dörfler, die soziale Kontrolle in diesem Falle auf mehr oder minder heimliche Mißfallenskundgebungen zu beschränken, endlich den Normverstoß sogar hinzunehmen?

3.2.3. Antworten auf zumindest einen Teil dieser Fragen finden sich, sobald man zu dem Merkmal Besitz ein zweites sozialrelevantes Gliederungskriterium hinzunimmt: das der Leistung, der Tüchtigkeit. Wie groß die Bedeutung dieses Aspekts ist, zeigt sich wiederum am Beispiel von Klaasens Rollenwechsel. Sieht man von der eigentlichen Ursache – Greetjn will eben den Knecht heiraten – fürs erste ab, so vollzieht sich dieser Aufstieg ja in klar voneinander abgehobenen Phasen. Besitzüberschreibung und Hochzeit schaffen die Voraussetzungen, die unbedingt gegeben sein müssen, mehr nicht. An der Reaktion innerhalb des Dorfes erweist sich beides als bloße Formalität: „un wenn se ok nich all . . . geern seggen, dat de Knecht en Buur waarn weer, so swegen se doch un deen so, as wenn he voll darto höör“ (194). Wirklich erreicht hat Klaas den neuen Status erst in dem Augenblick, in dem sichtbar zutage tritt, daß er den an diesen Status gebundenen Rollenerwartungen nachzukommen vermag: „Wat he see und dee, harr Hand un Foot, un de Buur stunn em an, as weer he siendaag keen Knecht west“ (195f.); „. . . denn de Stell weer goot in'n stand, un ünner sien Hannen waar se ümmer beter“ (196). Angesichts dessen wissen denn auch die auf Abwehr eingestellten Bauern „garni recht bi em antokamen“ (195), selbst „de olen Wiver . . . kregen . . . dat Stillswigen“ (196). Somit ergibt sich eine Formel, nach der im Verständnis der Ilenbecker als Bauer legitimiert ist, wer über Besitz verfügt *und* besitzwahrende, besser noch besitzmehrende Tüchtigkeit an den Tag legt. Dem Merkmal 'Tüchtig-Sein' kommt unzweifelhaft die übergeordnete Bedeutung zu; es fungiert als Mußnorm, während das 'Über-Besitz-Verfügen' eine Sollnorm bildet, die notfalls mißachtet werden darf.

Anders als die frühere, allein auf Besitz fixierte bietet die nunmehr gefundene Definition der Bauernrolle die Möglichkeit, ohne Umschweife zu erklären, warum Greetjn vier Bewerber, darunter drei Bauernsöhne, als für sie unpassend abgewiesen hat (177) – wahrscheinlich mangelte es

ihnen an der erforderlichen Leistungsfähigkeit. Indes reicht auch die neue Definition noch nicht hin, Greetjns Heiratswillen an sich zu begründen. Immerhin ist sie nicht nur die angesehene Bäuerin mit eigenem Hof, sondern gleichsam die Verkörperung von Tüchtigkeit und Forscheit. Sie hat als Witwe drei Jahre lang selbständig und erfolgreich gewirtschaftet (176); sie erscheint Klaas als „en düchtige Fru, smuck un krall un driest as en Keerl, wenn't darop ankeem“, ja, sie erweckt ihm so sehr den Eindruck lebensvoller Kraft, daß er sich ernsthaft daraufhin prüft, ob er ihr wohl gewachsen wäre (179f.). Umgekehrt verhält sie sich so, als fühle sie sich ihm überlegen. Das nicht deshalb, weil der Vorschlag zur Heirat und damit zum Bruch einer Norm von ihr ausgeht – wenn überhaupt jemand, dann haben stets die Angehörigen der Oberschicht das Vorrecht und die Macht, soziale Regeln außer Kraft zu setzen. Vielmehr begegnet sie Klaas mehrfach so, als habe sie vor, in der angestrebten Partnerschaft die Führungsrolle zu spielen: Sie betont, sie habe über das Hindernis des Standesunterschiedes bereits vor ihm nachgedacht (177); sie wischt Klaasens Einwurf, die Bauern könnten ihn nicht akzeptieren, mit dem Ausruf beiseite: „Wat? de? ik wull eer!“ (180); und sie ist es, die als erste in die Zügel greifen will, als das Pferd vor der Hochzeitskutsche außer Kontrolle geraten ist (185). Unter solchen Umständen kann schwerlich angenommen werden, Greetjns Antrag an Klaas sei der Einsicht in die Unzulänglichkeit der eigenen Tüchtigkeit entsprungen. Was bleibt, ist – da Liebe, Zuneigung o. ä. als Werbungsmotive nicht auftauchen – die Vermutung, sie suche in Klaas eine ganz spezielle Form von Tüchtigkeit: etwa eine, die ihr entweder nicht zu Gebote steht oder die anzuwenden ihr unter Ilenbecker Verhältnissen nicht erlaubt ist.

3.2.4. Unter diesem Blickwinkel betrachtet, gewinnen die Formulierungen, mit denen Greetjn ihr Interesse an Klaas kundtut, schlechthin Schlüsselbedeutung. „Klaas, ik mutt en Mann hebben“, erklärt sie zunächst, um dann begründend fortzufahren: „ik kann den Kraam alleen ni meer vörkamen.“ Der Ruf nach dem *Manne* rangiert also vor dem Eingeständnis eigener Schwäche. Überdies ist an der folgenden Argumentation abzulesen, daß sie weniger eine tatsächliche Schwäche meint als eine, die von ihr als *Frau* erwartet wird, die sie auch wohl selbst von sich verlangt: „allerwegens sünd mi de Röck in'n Wegen, un en Bux kann ik doch nich antrecken!“ (176). Mit anderen Worten zweifelt Greetjn nicht eigentlich an ihrer Tat- und Durchsetzungskraft; vielmehr fingiert sie solchen Zweifel, weil in Ilenbeck die Vorstellung herrscht,

die zu Erfüllung und Legitimierung der Bauernrolle nötige Tüchtigkeit habe eine typisch männliche Art von Tüchtigkeit zu sein. Als Norm ausgesprochen wird dieser Zusammenhang, wenn Möller Dierks Hinnerk den Zwang zur Heirat erläutert: „Dien Moder is en düchtige Fru, de sik kanten un keren kann as man een, aver darmit is se noch keen Buur!“ (187).

Bezeichnenderweise genügt denn auch Greetjns Aussage, Klaas sei ein Mann, wie sie ihn wolle (177), noch keineswegs zur Präzisierung dessen, was sie mit der Heirat erstrebt. Das wird erst klar, wo sie nach längerem Hin und Her definitiv festlegt, sie suche „en düchtigen Keerl, de mi regeren kann, de weet, wat he will, un will, wat he weet!“ (180). Nimmt man nun noch hinzu, daß auch Möller Dierks voll widerwilliger Anerkennung von Klaas sagt: „en Knecht is he man, un he hett nix, aber he is'n Keerl!“ (186), daß andererseits Greetjn mit Klaasens Worten charakterisiert wurde als „driest as en Keerl, wenn't darop ankeem“ (178f.) – so wird deutlich, wohin nicht allein Greetjns, sondern ganz Ilenbecks Wünsche gehen: Gesucht und als sozial hochwertig eingestuft wird der „Keerl“, d. h. das tüchtige, eigenständige, kraftstrotzende Mannsbild.

Was im einzelnen den „Keerl“ ausmacht, was ihn zum Inbegriff der Tüchtigkeit und damit zum allseits Bewunderten stempelt, beleuchten schlaglichtartig die Geschehnisse in der Episode mit den durchgehenden Pferden. Während der Knecht Hans-Jochen Krei die Pferde trotz größter, auch körperlicher, Anstrengung nicht wieder unter Kontrolle bringen kann, genügt Klaas ein einziger fester Griff: „Klaas . . . faat ruig dat Leit an un reet trüch – beide Peer kemen steil op un stunnen as en Boom“ (185). Dieser Kraftakt nun, den Klaas zudem noch als schiere Bagatelle abtut, versetzt Greetjn in geradezu unterwürfige Bewunderung: „Greetjn . . . keek em noch mal so verleevt an. ‘Du kannst en Paar wille Peer regeren, dat se staat un ünner dien Hand beevt – un du weerst bang för mi?’“ (185). Hier liegt eine Hochschätzung körperlicher Kraft, ja Gewalttätigkeit vor, wie sie einseitiger und stärker nicht gedacht, wie sie einfacher und natürlicher aber auch nicht erklärt werden kann. In der vormaschinellen Zeit, mit der wir es zu tun haben, bedurfte es nun einmal erheblicher physischer Leistungsfähigkeit, um eine bäuerliche Existenz zu sichern. Nicht verwundern kann deshalb, daß aus diesem materiellen Zwang strikte Normen hergeleitet wurden; und zwar für alle in der Landwirtschaft Tätigen.

3.2.5. So mußte als instrumentelle, weil rollenabhängige, Norm ganz selbstverständlich gelten, daß nicht allein der Bauer, sondern auch der Knecht über große Körperkraft zu verfügen habe – je größer sie war, desto wahrscheinlicher der ökonomische Erfolg. Von daher ist unschwer einzusehen, warum in Ilenbeck soziale Konflikte ausgerechnet zwischen Bauern- und Knechtsstand aufbrechen. Beide Schichten sind zwar durch das Merkmal Besitz streng unterschieden, hinsichtlich des Merkmals einer in physischer Leistung sich ausdrückenden Tüchtigkeit jedoch befinden sie sich prinzipiell auf gleicher Ebene. Wettbewerb und direkte Konfrontation sind aus diesem Grunde unausweichlich. Und Klaasens Aufstieg in die ihm normalerweise verschlossene Bauernkaste kann letztlich straflos hingenommen werden, weil die Übererfüllung der Tüchtigkeits-Norm den Verstoß gegen die Besitz-Norm ausgleicht. Eigentlich, so könnte man sagen, war Klaas halt zum Bauern prädestiniert: „de Buur stunn em an, as weer he siendaag keen Knecht west“ (196). Ein diesen Zusammenhang bestätigendes Beispiel bildet das Geschick des zweiten Knechtes, der auf eine Verbesserung seiner sozialen Position hinarbeitet: Für Hans-Jochen Krei reicht es nur zu einer Bauerntochter mit „so’n lütt Twepeernstell“, die zudem alt und leicht verkrüppelt ist (221); er nämlich kann es an Tüchtigkeit bei weitem nicht mit Klaas aufnehmen, wie die Pferdebandigungsepisode beweist.

Durchaus noch von den Anforderungen bestimmt, die landwirtschaftliche Arbeit stellt, ist weiterhin die Norm, daß eine Frau nicht Bauer sein kann. Nur hat sich diese Regel schon als kulturelle Norm verfestigt. Wäre das nicht der Fall, ginge es also wirklich nur um das Problem der zum Erhalt des Hofes nötigen Leistung, so brauchte Greetjn nicht unbedingt zu heiraten. Sie nämlich zeigt nach einhelligem Urteil der Ilenbecker eine bis an die Grenze der ‘Keerlshaftigkeit’ reichende Tatkraft. Wenn sie trotz realiter nicht gegebener Zwangslage, trotz des Gebots vertikaler Immobilität den Knecht förmlich zu ihrem Gebieter erhebt, so nur, weil der in Ilenbeck dominierende Bauernstand *seine* Wertmaßstäbe längst zu allgemeingültigen, von materiellen Notwendigkeiten abgelösten Normvorstellungen hat machen können – und weil diese eben besagen, das höchste Sozialprestige und damit die Führungsrolle gebühre jenem Manne, der über möglichst große Kraft verfügt und sie auch zu benutzen weiß.

3.2.6. Die im Verlauf der Analyse gefundenen Erkenntnisse zwingen nun dazu, die Sozialstruktur Ilenbecks differenzierter zu sehen als ein-

gangs vermutet. War ursprünglich davon auszugehen, wir hätten es mit einem nach dem Merkmal Besitz gegliederten zweischichtigen System – oben die Bauern, unten gemeinsam alle Nichtbauern – zu tun, so reichte diese Annahme bald nicht mehr aus, die Gegebenheiten zu erläutern. Das deswegen, weil die Besitz-Norm, die Zweischichtigkeit zu konstituieren schien, von der Tüchtigkeits-Norm in der speziellen Spielart der Körperkraft-Norm durchkreuzt und gar überlagert wird.

Auf die konkrete Situation bezogen heißt das: Grundsätzlich bemißt sich der Grad sozialer Wertschätzung und damit die Platzierung in der sozialen Rangordnung Ilenbecks nach dem Merkmal Besitz; auch der so überaus tüchtig-kräftige Knecht Klaas erhielt unter normalen Umständen keine Chance zum Aufstieg in den Bauernstand. Tritt aber eine Ausnahmelage der Art ein, daß etwa eine Frau allein einen bäuerlichen Besitz verwalten muß, gibt die Körperkraft-Norm gleich in zweierlei Hinsicht den Ausschlag. Erstens schlägt sie durch in der Norm, daß eine Frau nicht Bauer sein kann; zweitens bewirkt sie, daß dem Knecht ohne allzu starke Negativsanktion Gelegenheit geboten wird, seine physische Leistungsfähigkeit unzweideutig vorzuführen. Das bedeutet aber, daß bei Anwendung des Kriteriums Körperkraft der Knecht mit dem Bauern auf eine Stufe gestellt, daß er aus der Kategorie der Nichtbauern – in die er unter dem Besitzaspekt einzureihen war – ausgegliedert wird. Wir erhalten somit einen neuen sozialen Gegensatz: den zwischen Menschen, die zum Landwirtschaftsbereich gehören, und anderen Menschen, die nicht zum Landwirtschaftsbereich gehören.

3.3.1. In der Tat liegt hier die tiefste soziale Kluft vor, die Ilenbeck kennt, eine schlechterdings unüberbrückbare Kluft. Freilich wird sie nicht als solche bezeichnet, geschweige denn auf ihre Ursache oder Berechtigung befragt. Statt dessen wird sie scharf markiert und immer und allenthalben aufgerissen: dadurch nämlich, daß völlig selbstverständlich jeder Gemeindegewohner mit der einstmalig rein bäuerlichen Elle namens Körperkraft und -größe gemessen wird. Das Ergebnis dieser durchaus wörtlich aufzufassenden Messung bestimmt dann über Ansehen und Rang, über Wert oder Unwert des Menschen.

Die auf Beurteilung der Körperbeschaffenheit zurückgehende Trennungslinie spaltet die Gemeinde sichtlich in zwei Lager, in das der Herrschenden und das der Beherrschten. So sind alle, die in Ilenbeck Respekt beanspruchen und genießen, von ausgesucht kräftiger, naturhaft-gesunder, makelloser Gestalt, Greetjn wie Klaas, Emma Dierks wie Hans



Rickels usw. Und alle sind sie dem Bauernstand, mindestens dem landwirtschaftlichen Bereich zuzurechnen. Hingegen leiden Handwerker, Schäfer, Nicht-Arbeitende unter Kleinheit und Unansehnlichkeit, wo nicht unter körperlichen Defekten: „de lütt krumm Hinnerk-Snider“ besitzt einen „hogen Puckel“ (184f.), seine Mutter ist „lütt“ (193); Abel hat ein Auge verloren (191), wird von chronischem „Kröchelhosten“ geplagt (182), ist zudem „ümmer en beetjen swach in'n Kopp“ (191); ihr Kasper bewegt sich stets kriechend oder schleichend (190, 192); der Schäfer Brammann stottert und vermag sich überhaupt vor Einfältigkeit nicht recht verständlich zu machen (232); Jasper Seemann erscheint als von Kopf bis Fuß zittrige Trinkerfigur (228); Korlien endlich – die allerdings nicht in Ilenbeck zu Hause ist – schreitet auf „dünnen stakigen Been“ mit „magern Waden“ als „dat hoge Gestell“ einher, ihre Gangart wird zusätzlich mit der eines Kamels verglichen (206f.). Von Zufälligkeit kann bei derart klaren Verhältnissen wohl kaum die Rede sein. Im übrigen leiten die ‘Starken’ bzw. diejenigen, die sich aus irgendeinem Grunde dafür halten, aus den körperlichen Gebrechen der anderen unmittelbar ein Deklassierungsmoment ab.

3.3.2. Die Formen solcher Deklassierung sind dabei ausgesprochen vielfältig, teils vergleichsweise harmlos und milde, teils von ausgemachter Brutalität und Inhumanität. Immer aber wirken sie auf den ersten oberflächlichen Blick natürlich und geradezu angemessen. Bevorzugtes Ziel verachtungsvoller Attacken ist die alte Abel, an der so gut wie jeder seine wohlwollend-herablassende bis bösertige Laune auslassen darf (192, 193, 223, 227), deren krankhafte Anfälligkeit für Lärm sogar die Dorfjugend ausnutzt, um die Wehrlose in eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Raserei zu treiben; und zwar quasi spielerisch und unter freudiger Anteilnahme vieler Dorfbewohner (191f.). Hinnerk-Snider stellt allein seiner Krüppelhaftigkeit wegen in den Augen des Knechts Hans-Jochen Krei nur eine quantité négligeable dar: „de harr noch siendaag keen Flint in 'e Hand hatt, dar weer he ok nix vermoden“ (184); des Schneiders ängstlich heranschleichende Mutter wird von den ‘Starken’ bezeichnenderweise anfangs ganz übersehen und überhört, dann nach Zusage einer Essensspende schlicht beiseitegeschoben (193f.). Ebenso mit einem „Pott voll Wiensupp“ vom Hochzeitstische der Bauern bedacht werden Abel und Kasper, Fleisch freilich ist nicht dabei. Und Abel kommentiert vielsagend: „Dat kannst du jo ni verdregen, Kasper . . .“ (193).

Bei direkter Konfrontation mit einem ‘Gezeichneten’ pflegen die

‘Starcken’ nicht nur von hoher Warte aus den sozialen Abstand zu betonen, sondern planmäßig auf eine wenigstens verbale Disqualifikation ihres Gegenübers hinzuwirken. Als z. B. Abel Greetjn wohlmeinend vor Mißfallensäußerungen der Dörfler zu warnen versucht, begegnet die ihr sogleich mit der Unterstellung „Hest al wedder rümkunkeluurt, Abel . . .?“, setzt dann hochfahrend hinzu „Hest du wat dargegen? Ik schull di woll fraagt hebben?“ und endet mit offener Verachtung: „aver mit di wull ik mi doch ni geern vergliken . . .!“ Sie scheut sich nicht einmal, auf Abels wilde Ehe mit Kasper anzuspieren: „ik neem den Buurknecht to’n Mann, poolsch will ik ni mit em leben!“ (182). Daß die angegriffene Abel daraufhin vor ohnmächtiger Wut – und weil sich ihr Husten bemerkbar macht – einfach verstummt, fügt sich nahtlos ins Bild.

Jedoch bleibt es nicht dabei, daß die Schwächen und Defekte anderer rücksichtslos ausgenutzt werden; vielmehr neigen die Kräftigen, Gesunden rasch dazu, im Falle eines Ärgers ihre physischen Vorteile als Mittel der Unterdrückung einzusetzen. Andeutungsweise klingt das durch, wo es von Abel heißt, sie ließe Greetjn nach „as’n Hund un harr sik von eer prügeln laten, wenn Greetjn so wat daan harr“ (191). Was hier nur als Möglichkeit genannt, durch Berufung auf personengebundene moralische Qualität zudem für ausgeschlossen erklärt wird, tritt am Beispiel Hans-Jochen Kreis als durchaus nicht so ungewöhnliche Knechtungsmaßnahme ans Licht. Der nämlich reagiert seine Enttäuschung darüber, daß ihn Hinnerk-Snider vor aller Augen um einen Teil seines Tüchtigkeitsnimbus gebracht hat, mit Beschimpfungen und Drohungen ab: „Laat mi den verdammten Snider krigen! . . . Ik will den Spittlfix!“ (185); „Verdammi! laat mi den Snider krigen, ik will em den Puckel versalen!“ (195). Und er ist es auch, der angesichts der ihn irritierenden Korlien zur Peitsche greift, abwehrend damit knallt (207) und – da er doch nicht zuschlägt – im nachhinein bedauert: „Aver wat mi argert: ik harr eer mal düchtig dörtageln müßt!“ Auf den leicht vorwurfsvollen Einwand „Du – en ole Fru?“ antwortet er zynisch genug „En ole Hex, . . . wider nix!“ Die verpaßte Chance zur Züchtigung eines absolut Unterlegenen malt er sich weiterhin genüßlich aus: „Schullst mal seen hebben, wo se danzt harr, wenn ik eer mit de Pietsch üm de stakigen Been slaan harr!“ Zur Demonstration seiner Kraft und zur Kompensation seiner Wut aber schlägt er „iverig“ nach einem Strauch (208).

3.3.3. Dies letzte Beispiel läßt bereits erkennen, bis zu welchem Punkt die systematische Deklassierung einer ganzen Einwohnergruppe vorge-

trieben wird: bis zu dem Versuch, den Schwächlichen, Verkrüppelten *jeden* sozialen Wert abzusprechen, sie in den Bereich des Unmenschlichen, ja Untermenschlichen abzurängen. Wohl sind die Bezeichnungen „den Deuvel sien Grootmoder“, „Botterhex“ (206) und „Satanswief“ (208), mit denen Hans-Jochen die alte Korlien nach und nach belegt, notfalls noch als bloße Schimpfworte aufzufassen. Wenn er jedoch den Hinweis auf den Menschencharakter der Kartenlegerin wegwerfend abtut mit „En ole Hex, . . . wider nix!“, dann überschreitet er die Grenze zwischen Beschimpfung und Unwerterklärung ganz bewußt. Den unheimlichen und bösen Mächten wird, weniger explizit und dennoch unzweideutig, auch Abel zugeschlagen. Da sie drei Ehemänner überlebt hat, meinen die Leute kurzerhand, „se harr den Düvel ünner de Eer bröcht“ (191) – was ja voraussetzt, sie sei selbst dem Teufel überlegen. Beachtenswert in diesem Zusammenhang ist weiterhin, daß sie zu fluchen pflegt (190) und „rein unklook in’n Kopp, en Bessenstööl in de Hand“ aus der Tür stürmt, sobald die Dorfkinde sie wieder einmal übermäßig ärgern (191f.).

Immerhin können Hexen und Teufel noch so etwas wie Menschenähnlichkeit besitzen, wenngleich nur als negatives Gegenbild. Sogar dieser Rest an Menschentum wird freilich den Schwachen gelegentlich geraubt. Was immer Abel nämlich tut, stets liegt für die Ilenbecker der Vergleich mit einem Tier nahe: „Denn Abel harr – so seen all Lüüd – ümmer mit eren Mann as Katt un Hund leevt . . . Un to’t Dörp höör se as de Köter to’n Ecksteen“ (190); „Nu leep se eer na as’n Hund“ (191); „Un ool Abel beet sik mit eer as en Kedenhund“ (195). Nicht wesentlich anders ergeht es Korlien, deren seltsame Gangart mit dem Schaukeln eines Kamels in Verbindung gebracht wird (207).

Die Gliederung der Ilenbecker Gesellschaft ist also ebenso einfach wie klar: Entweder man ist groß und gut gewachsen; dann verdient man sein Brot mit landwirtschaftlicher Arbeit und zählt zur Oberschicht – oder man ist klein, krank oder bresthaft; dann hat man sein Leben irgendwie ohne Beziehung zur Landwirtschaft zu fristen, und das ist gleichbedeutend mit einer Existenz in Unterdrückung und Verachtung. Für Menschen, die nicht mit dem vom bäuerlichen Wertsystem geforderten Maß an Körpergröße und -kraft gesegnet sind, ist eigentlich kein Platz in Ilenbeck. Wollen sie aber bleiben, müssen sie bleiben, so haben sie sich damit abzufinden, dauernd übersehen und verachtet, mit offener Gewalt bedroht und mit Tieren auf eine Stufe gestellt zu werden. Und in der Tat nehmen sie dies Schicksal auf sich, weil ihnen andere als bäuerliche Maßstäbe nicht bekannt sind.

3.4.1. Der Sozialstruktur der Gemeinde Ilenbeck als Ganzes entspricht konsequenterweise die innere Struktur der gemeindeangehörigen Familien bis aufs Haar. Wie in der Gemeinde der Bauer, so hat in der Familie der Mann die angesehenste und mächtigste Stellung inne, er ist bzw. hat zu sein der „Herr un Huusvader“ (178). Voraussetzung für die regelrechte Erfüllung seiner Rolle ist wiederum der Besitz, zumindest dort, wo es um eine Bauernfamilie geht. Jedoch muß als entscheidendes Legitimationsmoment – auch das wie beim Bauern – die Tüchtigkeit hinzukommen; und zwar eine Tüchtigkeit, die sich in der Beherrschung sämtlicher Familienmitglieder bewährt.

Welche Vorstellungen von einer wohlgeordneten Familie sich die Ilenbecker machen, demonstrieren im einzelnen zunächst einmal Klaas und Greetjn. Ehe sie ihren Heiratskontrakt per Handschlag besiegeln, erörtern sie das Für und Wider in Hinsicht nicht allein auf den Standesunterschied, sondern auch auf die Rollenverteilung in ihrer Partnerschaftsbeziehung. So überlegt Klaas für sich: „Aver se [= Greetjn] harr eren egen Kopp, un wat se dörsetten wull, dat leet se mit eren starken Arm ni los – kunn he eer haltern?“ Später erklärt er sich, direkt zu Greetjn gewandt, ungleich genauer: „Du warrst dat sülben weten, dat du en egen Kopp hest, Greetjn. Sü mal: de Bux wull ik gern anbeholen – dat is en schlechten Keerl, de sik an’n Schörtenband von sien Fru to Kark un Mark trecken lett un de achter sien Wief herlöppt as dat Kalf achter den Slachterjung“ (179). Auf diesen unverhohlenen Herrschaftsanspruch antwortet Greetjn nun nicht mit Unverständnis oder gar Mißfallen, sondern mit freudiger Zustimmung: „Greetjn eer Ogen lüchen hell op. ‘Wider nix? Dat is jo jüst, wat ik söök: en düchtigen Keerl, de mi regeren kann . . .’“ (180). Demgemäß hat sie eine erste Lösung sofort zur Hand: Sie müsse natürlich vor allem anderen ihren Sohn Hinnerk finanziell abfinden, aber „wat dar nablift, dat lat ik di verscriben. Denn büst du Herr von Huus un Kluus, mi hört nix meer; un wenn du mi denn ni haltern kannst, büst miendaag keen Keerl west!“ (180). Hergabe des Besitzes und freiwillige Unterwerfung bis hin zur Selbstentäußerung, das also bedingt die Frauenrolle, die Greetjn zu spielen gewillt und gezwungen ist.

Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang, daß Mann wie Frau das erwünschte Verhältnis zueinander mit Worten beschreiben, die den Beigeschmack des Handgreiflichen haben („haltern“, „trecken“). Obendrein bringen beide das Ideal des „Keerls“ ins Spiel, das – wie gezeigt – vorwiegend den Aspekt der Körperkraft meint. So kann nicht mehr wunder nehmen, daß der Gewaltakt des Pferdezügels

Greetjn zu rückhaltloser Hingabe veranlaßt: „Greetjn . . . keek em [= Klaas] noch mal so verleeft an. ‘Du kannst en Paar wille Peer regeren, dat se staat un ünner dien Hand beevt – un du weerst bang för mi?’“ (185). Im übrigen gilt offenkundig den Ilenbeckern der Vergleich zwischen Pferdebändigung und Frauenbändigung nicht für abwegig. Als Möller Dierks Klaasens ‘Keerlshaftigkeit’ anerkennend hervorkehrt, schränkt Marrs Raav doch ein: „Dat warrt sik finnen, Dierks, he kriggt en Fru, de hellisch hart in’t Muul is“ (186). Indes, Klaas weiß sich durchzusetzen, und die an sich so tatkräftige Greetjn kann sich rundum zufrieden in die einer Frau zukommende totale Abhängigkeit begeben: „un wat eer Klaas see, dat weer in eer Ogen so wiß, as wenn’t in de Bibel stunn“ (196). Unter solchen Umständen muß fraglos als Normverstoß bestraft werden, daß Abel sich eben nicht in die Frauenrolle fügt. Sie hat vielmehr in drei Ehen die Herrschaft an sich gerissen und drangsaliert Kasper, ihren vierten Lebensgefährten, nach Meinung aller über die Maßen. Das ist in der Gemeinde so ungewöhnlich, so wider die normale Weltordnung, daß Verachtung und Unterstellung böser, gar tierischer Qualitäten auf dem Fuße folgen – um so mehr, als Abels dritter Mann bärenstark und bis zum Augenausschlagen gewalttätig gewesen ist (190f.). Im Positiven und im Negativen also wird hier vorgeführt, daß nicht Partnerschaft zwischen Mann und Frau die Ehe bestimmt, sondern ein reines Verhältnis zwischen Unterdrücker und Unterdrückter. Gute, menschliche Behandlung wird deshalb von der Frau vor der Hochzeit schlicht erbeten, vom Manne wie eine Gnade gewährt (180).

3.4.2. Gleichsam von selbst ergibt sich danach, daß Kinder in dieser auf physische Kraft fixierten Dorfwelt an unterer Stelle rangieren. Ihren bohrenden Fragen begegnet man füglich mit knappem „Dat versteist du nich . . .!“ (187); äußern sie eigene Gedanken und eigenen Willen, heißt es: „du büst en dummen Jung un mußst di kuschen, as dat Kinner tokommt!“ (188). Zweifel an den Handlungen der Erwachsenen werden ihnen mit Hinweis auf unantastbare Regeln verboten („Jung, Jung! kennst du dat veerte Gebott nich? Wat dien Moder deit, dat is recht . . .“, 187) oder, falls das nicht ausreicht, durch Androhung nackter Gewalt ausgetrieben: „Ik kenn Klaas Möller, de nu dien Vader warrt: he is goot un en vernünfftigen Mann, aver man mutt em nich an’n Wagen fören un nich in’n Tögel gripen. Hest du seen, wo he de Peer heel? He harr eer dat Muul twei reten, wenn se ni staan harrn, un he brickt di dat Gnick, wenn du em nich estermeren deist!“ (188). Angesichts einer solchen,

wenn auch nur impliziten Erpressung, durch die dem Kinde eine geradezu kreatürliche Angst eingeflößt wird, mag eine unter erpresserischen Bedingungen angebotene Wohltat wie eine harmlose Erziehungsmaßnahme wirken: „Ik will di en Vörslag maken. Bet to de Konfermatschoon bliffst du bi dien Öllern un büst still un goot . . ., heetst dinen Steefvader V a d e r un hollst em ok dafür. Wenn du dat deist . . .“ (188f.). Und an anderer Stelle: „segg mi dat! – wenn’t nix Böös is, bliffst dat ünner uns“ (186). Anzumerken wäre, um den Stellenwert all dieser Darlegungen deutlich werden zu lassen, daß sie aus einem Gefühl uneingeschränkter Gutmütigkeit heraus gesprochen werden. Kinder also haben, anders kann das Fazit nicht lauten, in der Familie ungefähr die Position inne, die im Rahmen der Gemeinde Ilenbeck insgesamt den Nicht-Landwirten, den Schwachen eigen ist – sie sind ohnmächtiger Spielball, Objekt in der Hand derer, die Macht und Körperkraft besitzen.

(Schluß folgt)

## Ideologische Werte und Rezeption der Werke Rudolf Kinaus

### 1. Fragestellung

Rudolf Kinau ist zweifellos der erfolgreichste plattdeutsche Autor der Gegenwart. Seine ersten großen Erfolge fallen in die Zeit der „Niederdeutschen Bewegung“: *Steernkiekers*, sein erstes Buch, erschien 1917 und lag schon 1925 im 55. Tausend vor. Kinaus zweites Buch, *Blinkfüer*, stellte einen neuen Verkaufsrekord auf: 1918 zuerst erschienen, konnte vier Jahre später der Verlag als 50. Tausend eine Jubiläumsausgabe mit Mainzer Fraktur auf Büttenpapier herausbringen und melden: „Ein gleich großer Erfolg in so kurzer Zeit ist noch keinem plattdeutschen Buch beschieden gewesen.“<sup>1</sup> Auch später, als allgemein die Auflagen niederdeutscher Bücher sehr viel niedriger wurden, war – und ist auch heute noch – R. Kinau mit Abstand der erfolgreichste Autor. Bis heute hat er 32 Bücher veröffentlicht, darunter 3 hochdeutsche. Nach Auskunft des Quickborn-Verlages läßt sich die Auflagenhöhe aller Kinau-Bücher nicht mehr genau ermitteln; im Anhang versuchen wir, soweit es heute noch möglich ist, die Auflagenhöhe einzelner Bücher zu rekonstruieren und geben weiteres Zahlenmaterial zum Rezeptionsumfang. Der Verlag schätzt, daß mindestens 2 Millionen Kinau-Bücher verkauft worden sind, allerdings ist darin das hochdeutsche Buch *Kamerad und Kameradin* mit einer Auflage über 1 Million enthalten. (Mit diesem Buch versucht Kinau, seine „plattdeutschen Gedanken in hochdeutsche Worte [zu] setzen“<sup>2</sup>.)

Aber auch eine ganze Reihe plattdeutscher Bücher Kinaus hat mehr als das 50. Tausend erreicht; diese Bücher können als echte Bestseller gelten, bedenkt man, daß nach D. BELLMANN auf 60 Millionen hochdeutsche Leser 12 Millionen plattdeutsche kommen. Der Verkauf der Bücher R.

<sup>1</sup> S., *Der Erfolg eines plattdeutschen Buches*, Mitt. a. d. Quickborn 16 (1922/23) 7.

<sup>2</sup> R. KINAU, *Kamerad und Kameradin*, Hamburg 1973, S. 7. – Vgl. E. HECKER, *Gröten ut en lütt Dörp achtern 'n Diek*, Quickborn, Plattdütsch Land un Waterkant 45 (1967) 29. Wir gehen davon aus, daß den hochdeutschen Veröffentlichungen dieselben ideologischen Werte zugrundeliegen wie R. Kinaus plattdeutschen Büchern. Zwar soll Kinau zu seinen hochdeutschen Büchern vom Rundfunk bzw. von den Verlagen überredet worden sein und sich nie um Neuauflagen bemüht haben, doch beziehen sich Kinaus selbstkritische Einwände mehr auf die sprachliche Form denn auf die Inhalte. Zudem liegen fast alle hochdeutschen Arbeiten auch in einer plattdeutschen Fassung vor.

Kinaus ist relativ konstant; in den letzten Jahren wurden durchschnittlich 16–20000 Bücher pro Jahr verkauft. Titel wie *Thees Bott* und *Lanterne* sind schon über 40 Jahre auf dem Markt und werden immer noch verkauft. Dazu kommen Theaterstücke, Texte für kleine Laienspielgruppen, Funkbearbeitungen der Prosa, Hörspiele und Hunderte von kleineren Betrachtungen für die Rundfunksendungen *De bunte Brück*, *Fief Minuten gooden Wind*, *Sünnenschien op'n Weg* und *Hör mol'n beten to!*, deren Zahl heute kaum noch abzuschätzen ist (SCHULTE KEMMINGHAUSEN nennt 1962 die Zahl von mehr als 800 Rundfunkbeiträgen<sup>3</sup>).

In keinem Verhältnis zu diesem verlegerischen Erfolg steht die öffentliche Würdigung der Werke Kinaus. Bis heute ist kein einziger wissenschaftlicher Aufsatz über R. Kinau erschienen. Lediglich BELLMANN hat einmal kritisch angemerkt, ob die plattdeutsche Literaturgeschichte es sich überhaupt leisten könne, ihren erfolgreichsten Schriftsteller zu übergehen<sup>4</sup>; die niederdeutsche Literaturwissenschaft hat Kinaus Veröffentlichungen – doch wohl nicht zufällig – überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Nur eine literarische Ehrung hat R. Kinau bekommen: 1962 wurde ihm der Fritz-Reuter-Preis der Stiftung F.V.S. zugesprochen – zu einer Zeit, als Kinau 75 Jahre alt war und seit über 40 Jahren erfolgreich plattdeutsche Bücher veröffentlicht hatte. Der Preis wurde ihm für sein Gesamtschaffen verliehen; die beiden Ansprachen bei der Preisverleihung zeigen deutlich, daß hauptsächlich Kinaus Wirken für die Verbreitung niederdeutschen Schrifttums und nicht so sehr ästhetische Qualitäten seines Werkes gewürdigt wurden.

## 2. Semantische Einheit Intimität

Alle Bücher, Hörspiele, Theaterstücke und Rundfunkbeiträge Kinaus haben eine engumgrenzte Thematik: das Dorfleben in Finkenwerder, Kindheit und Familienleben dort und die Erlebnisse Finkenwerder Fischer. Finkenwerder erscheint als eine heile, überschaubare Welt, in der einfache und ehrliche Menschen leben. Die auftretenden Personen haben positive Charaktereigenschaften und liebenswürdige Schwächen; immer sind es Menschen wie du und ich, so daß dem Leser große Identifikationsmöglichkeiten geboten werden. Die Elemente Kindheit, Familie, Heimat und damit verbunden Heimweh bilden eine semantische Einheit,

<sup>3</sup> K. SCHULTE KEMMINGHAUSEN, *Die Entscheidungsgründe des Kuratoriums*, in: *Stiftung F.V.S. zu Hamburg*, Niederdeutsche Preise 1962, o. J., S. 9.

<sup>4</sup> D. BELLMANN, *Bilanz einer Bilanz*, Mitt. a. d. Quickborn, 56 (1966) 35.



die dem Leser Intimität suggeriert. Kinau spricht den Leser direkt an, er verwendet – in schriftlichen Texten selten benutzte – situationsabhängige Referenzmittel, z. B. deiktische Ausdrücke.

Kinau wendet sich an den Leser so, als sei dieser ein Finkenwerder Nachbar, dem er den neuesten Dorfklatsch erzählen wolle. Die bei aller Verschrobenheit und Kuriosität lebenswürdigen Gestalten werden immer vertraulich mit Namen eingeführt; nennt Kinau in einer Geschichte neben positiven auch negative Gestalten, bleiben die negativen namenlos, während die positiv gekennzeichneten mit vollem Namen vorgestellt werden<sup>5</sup>. Diese differenzierte Vorstellung der Personen verwendet Kinau konsequent: Als er in einer Betrachtung sieben verschiedene Meinungen Finkenwerder Männer vorstellt, nennt er von allen Vor- und Zunamen (denn „alle haben sie recht“), der eine, der jedoch das Beste meint, bekommt als einziger noch eine zusätzliche Bestimmung: der alte<sup>6</sup>.

Die alle Geschichten Kinaus kennzeichnende semantische Einheit Intimität wird verstärkt durch den Dialekt. Mundartdichtung war immer schon „Spiegelbild ortsgebundenen Lebens“, viele Leser erwarten von niederdeutscher Literatur immer auch Heimatdichtung. Ebenso erscheinen Kindheitsgeschichten in Mundart besonders glaubwürdig, ist doch für viele Leser die Mundart die Sprache der Kindheit. Geschichten, die stark gefühlsbetonte Werte wie Heimat und Kindheit einsetzen, sind nur glaubwürdig, wenn es gelingt, eine eigentlich beim Lesen nicht gegebene intime Atmosphäre zwischen Autor und Leser zu schaffen. Der eindeutige Erfolg Kinaus ist zu einem großen Teil auf die Wirkung der Mundart zurückzuführen: U. BICHEL schreibt, es sei „unbestritten, daß Mundarten besonders intime Sprachformen darstellen“<sup>7</sup>.

Diese semantische Einheit Intimität ist jedoch für den Leser nicht auflösbar. Durch die Geschichten aus Finkenwerder werden die Begriffe Heimat, Kindheit etc. in Bedeutungskomplexe verwandelt, worunter wir die „Erfüllung eines nicht rational auflösbaren Bedeutungserlebnisses“ verstehen<sup>8</sup>. In den Geschichten werden alle semantischen Elemente miteinander verknüpft. Ein Beispiel: Kinau, der oft schicksalshafte Begegnungen am Weihnachtsabend stattfinden läßt, formuliert am Ende

<sup>5</sup> Vgl. z. B. *Arbeit ist Glück*, in: *Kamerad und Kameradin*, Hamburg 1973, S. 42ff.

<sup>6</sup> *Ein fröhlich Herz*, Hamburg 1944, S. 105ff.

<sup>7</sup> U. BICHEL, *Das plattdeutsche Hörspiel seit 1945*, Mitt. a. d. Quickborn 56 (1966) 21.

<sup>8</sup> CHR. BÜRGER, *Textanalyse als Ideologiekritik* (Kritische Literaturwissenschaft, 1), Frankfurt/M. 1973, S. 8.

einer solchen Geschichte das Resümee: „Wir haben zu Weihnachten alle etwas Heimweh – nach Hause, und nach – ‘früher, als wir noch Kinder waren’“<sup>9</sup>. Solche expliziten Verknüpfungen sind jedoch selten, und charakteristischerweise fehlen in der plattdeutschen Fassung dieser Geschichte diese Schlußsätze.

Kinau schreibt keine philosophische Abhandlung, sondern Heimat etc. erscheinen als erlebte, lediglich wiedererzählte Wirklichkeit. Die Bedeutungskomplexe werden erst durch den Kontext der Geschichte hergestellt. Während wir im folgenden die einzelnen Elemente dieser semantischen Einheit in ideologiekritischer Absicht isolieren, liest der Leser nicht analytisch, sondern verfährt synthetisch, d. h. er realisiert die durch den Kontext gegebene Semantik und „erlebt“ die durch den Text geschaffene Wirklichkeit.

Wie erfolgreich R. Kinau ein solches Erlebnis vermitteln kann, zeigen die Rezensionen: Von seinen Büchern heißt es, sie seien „echt“<sup>10</sup>, „lebensnah“<sup>11</sup>, „wirklichkeitsecht“<sup>12</sup>, „lebenswahr“<sup>13</sup> und „von einem gesunden Wirklichkeitssinn getragen“<sup>14</sup>.

Selbst das Gutachten des Kultusministers des Landes Schleswig-Holstein hebt hervor: „(. . .) aber die Grundhaltung des Buches ist ehrlich, und es wird auch von unseren Schülern als echt empfunden werden“<sup>15</sup>.

### 3. Ideologische Werte im Werk R. Kinaus

Diese scheinbar nur die Wirklichkeit schildernden Geschichten sind jedoch in hohem Maße Ideologieträger, d. h. sie propagieren gesellschaftliche Werte, Normen und Moralvorstellungen. Kinau will mit seinen Büchern Antwort geben auf Fragen „üm dat Leben, un üm de Leew, un üm den Glooben, un üm dat Hille un Hooge up de Wilt“<sup>16</sup>.

<sup>9</sup> *Ein fröhlich Herz*, S. 112.

<sup>10</sup> F. ZACCHI, Rezension von *Braune Segel in Sonne und Wind*, Quelle nicht zu ermitteln; H. KALHORN, *Rudolf Kinau erhielt den Fritz-Reuter-Preis*, Landeszeitung Lüneburg, 8./9. 9. 1962; TH. THYSELUS, *Ein hochdeutscher Kinau*, Kreiszeitung Wesermarsch 24. 8. 1953.

<sup>11</sup> BIECHELE, Rezension von *Braune Segel* . . . Buchprofile 1. 6. 1955 (S. 1395).

<sup>12</sup> OK., *Ein neuer Kinau*, Harburger Anzeigen und Nachrichten 8. 3. 52.

<sup>13</sup> O. SPECHT, Rezension von *Dörte Jessen*, Mitt. a. d. Quickborn 19 (1925/26) 52.

<sup>14</sup> F. J. M. (= F. J. MÜLLER), Rezension von *Braune Segel* . . . , Ostfriesland H. 2/1974, S. 26.

<sup>15</sup> Der Kultusminister des Landes Schleswig-Holstein, Gutachten über *Braune Segel* . . . , Kiel, 8. 10. 1952.

<sup>16</sup> *Mit egen Oogen*, Hamburg 1957, S. 55.

Als Ideologieträger wurden die Werke R. Kinaus immer schon von pädagogischen, staatlichen und politischen Institutionen eingesetzt. Positive Werte in Kinaus Geschichten wurden in politische Zusammenhänge gebracht, obwohl sie in dieser Form gar nicht im Buch thematisiert wurden<sup>17</sup>. Aber auch wenn Kinau selbst politische Zielsetzungen nicht explizit formuliert, so ist er doch immer ein moralisierender Autor, und damit bekommen seine Geschichten eine politische Funktion: Denn Moralvorstellungen „sind Ordnungs- und, damit unauflösbar verbunden, Herrschaftsinstrumente“<sup>18</sup>.

Sowohl in Betrachtungen wie in Finkenwerder Geschichten verbindet Kinau das Geschehen immer mit positiven Werten und Normen: Die Darstellung der Finkenwerder Heimat (verknüpft mit Heimweh) preist das ortsgebundene Dorfleben und richtet sich gegen das Leben in der Stadt; die glückliche, sorgenlose Kinderzeit und das intakte Familienleben stellt die positive Funktion der Familie und die traditionelle Rollenenteilung innerhalb der Familie dar; die Arbeit der Finkenwerder Fischer zeigt eine vom Materiellen abgehobene Befriedigung.

Bevor wir einzelne ideologische Vorstellungen in Texten Kinaus analysieren, muß noch kurz prinzipiell die Perspektive dieser Arbeit geklärt werden. Wir haben darauf verzichtet, die sozialen und politischen Verhältnisse Finkenwerders der Schilderung Finkenwerders durch R. Kinau gegenüberzustellen. Angesichts der hohen Auflage halten wir es für sinnvoller, die durch Kinau geschilderten Finkenwerder Zustände in Beziehung zu setzen mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Lesers. Wir untersuchen also nicht das Verhältnis Autor (und seine Wirklichkeit) – Text, sondern beschränken uns auf das Verhältnis Text – Leser (und dessen Wirklichkeit). Und Kinaus Bücher werden nicht nur in Finkenwerder und vergleichbaren Ortschaften gelesen, im Gegenteil ist die Wirkung im Binnenland besonders groß<sup>19</sup>.

Dabei lassen wir zunächst die Frage ungeklärt, ob R. Kinau mit der Schilderung Finkenwerder Verhältnisse bewußt auch die übrige Gesellschaft darstellen will (wie sein Bruder Gorch Fock, der „wie Wolfram von Eschenbach die ganze Welt samt Himmel und Hölle verrittert(e)

<sup>17</sup> So z. B. wurde *Thees Bott*, November 1919 zuerst erschienen, vom Rezensenten der „Weser-Zeitung“ in Zusammenhang gebracht mit der deutschen Niederlage im 1. Weltkrieg und ihren Folgen: Das Buch habe „soviel Ermutigendes, daß wir mit diesem Buche in der Hand der düstern deutschen Zukunft unverzagt die Stirn bieten.“ (Zit. nach einer Buchanzeige des Quickborn-Verlages.)

<sup>18</sup> A. u. M. MITSCHERLICH, *Die Unfähigkeit zu trauern*, München 1967, S. 163f.

<sup>19</sup> Vgl. SCHULTE KEMMINGHAUSEN S. 10.

(...) sie verfinckenwärdern“ wollte<sup>20</sup>). Unabhängig von der Absicht Kinaus überträgt der Leser die Finkenwerder Geschichten auf seine eigene Lebenserfahrung und damit auf seine Wirklichkeitsauffassung.

Auch in einem anderen Punkt verzichten wir darauf, Kinau gerecht zu werden: Die Entstehungszeit eines Buches lassen wir unberücksichtigt. Wir werden uns mit der nach 1945 stattgefundenen Rezeption beschäftigen, und in den zwanziger und dreißiger Jahren zuerst erschienene Bücher wie *Lanterne*, *Thees Bott* und *Dörte Jessen* sind auch nach dem 2. Weltkrieg mehrfach neu aufgelegt worden<sup>21</sup>, außerdem wurden sie in verschiedenen Bearbeitungen in den letzten Jahren im Rundfunk verbreitet<sup>22</sup>.

#### a) Kindheit und Familienleben

Bestimmende Thematik der Bücher Kinaus ist die Schilderung glücklicher, sorgloser, in einer intakten Familie geborgener Kindheit. Eine Kindheit voller Streiche und entsprechender Gewissensbisse, jedoch ohne ernsthafte Probleme und Konflikte innerhalb der Familie. Das folgende Zitat aus einem autobiographischen Text könnte auch am Ende jedes fiktiven Textes Kinaus<sup>23</sup> stehen: „So güng de ganze hille Kinnertied mit all' ehr Lust un Lachen, mit Wind un Sünnschien, still un stüttig ehrn Gang. Jeeder Dag bröcht nee Freid un alle Oogenblick wür't Sünndag.“<sup>24</sup> Solche Sätze sind ohne Schwierigkeiten als idealisierte Erinnerungen Erwachsener zu erkennen, natürlich sieht die Realität der Kindheit (Ausinandersetzungen mit Eltern und Altersgenossen, Sexualität etc.) anders aus.

Den ideologischen Stellenwert bekommen diese Kindheitserinnerungen durch die häufige Schilderung vom Erziehungsprozeß und dem

<sup>20</sup> Diese Bemerkung C. BORCHLINGS notierte Gorch Fock voller Stolz in seinem Tagebuch; vgl. GORCH FOCK, *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, hrg. von J. KINAU, Hamburg 1941 (18.–22. Tausend), S. 270.

<sup>21</sup> Die Kriegsgeschichten Kinaus, ein sowohl besonders erfolgreicher wie auch ideologisch zweifelhafter Zweig der Literaturproduktion Kinaus, werden hier nicht weiter untersucht, da diese Geschichten nach 1945 nicht wieder neu aufgelegt worden sind. Für das gesamte übrige Schaffen Kinaus gilt, daß die dargestellten Werte und Normen im wesentlichen unverändert geblieben sind; selbst die 1948 und 1956 vorgenommenen Veränderungen von *Kamerad und Kameradin* sind nicht besonders gravierend. Allen Büchern Kinaus liegt eine einheitliche Ideologie zugrunde.

<sup>22</sup> So brachte der NDR z. B. am 8. 5. 1972 *Lanterne* als Hörspiel, am 10. 5. 1974 eine Lesung aus *Dörte Jessen*.

<sup>23</sup> Alle fiktiven Texte enthalten autobiographische Elemente oder suggerieren zumindest, Kinau habe Ähnliches tatsächlich erlebt.

<sup>24</sup> *Strandgoot*, Hamburg 1922 (13.–24. Tausend), S. 27.

vorbildlichen Verhalten der Eltern. Während der Kindheit sind die Eltern eine wichtige Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft, indem sie dem Kind gegenüber gesellschaftliche Wertvorstellungen vertreten. Kinau verpflichtet den Leser wieder auf Mutter und Vater als Vorbilder in Betrachtungen mit starkem Appellcharakter (wie z. B. *Dink an dien Mudder!* in *Bi uns an'n Diek*) und in idealisierten Kindheitsgeschichten. Der schon zitierte autobiographische Text macht diesen Vorgang deutlich: Er schließt mit den Worten: „Un will mien Arbeit doon so as mien Mudder: still un stütting, un jümmer mit'n groote hille Freid in de Oogen.“<sup>25</sup> Der Leser, der ähnliche idealisierte Kindheits-erinnerungen hat, wird emotional gestimmt und macht eine zweite Kindheit durch: „Wenn wi düt Bok lest, (. . .) sünd (wi) denn miteens sülben wedder kinnerlütt un denkt an uns' eegen Moder“, heißt es bezeichnend in einer Besprechung<sup>26</sup>.

Die so vermittelten Wert- und Normvorstellungen beziehen sich zunächst auf die traditionelle Funktionenteilung in der Ehe und – da Kinder für Kinau der eigentliche Sinn der Ehe sind – auf die Rollenschemata von Mutter und Vater. In diesem ideologisierten Bild der bürgerlichen Familie verkörpert die Frau und besonders die Mutter die aufopfernde Liebe. Sie ist vor allem um die Erhaltung und den Zusammenhalt der Familie besorgt: Zwischen streitenden Parteien (z. B. zwischen Bruder und Ehemann vgl. *Seefischers* in *Mattgoot*, zwischen Vater und Sohn vgl. *Holt un Isen* in *Mien bunte Tüller, Komm no Hus!* ebenfalls in *Mattgoot*) greift sie schlichtend und vermittelnd ein. In dieser Funktion, besonders legitimiert durch karitative Zielsetzungen, kann sie sogar hinter dem Rücken des Ehemannes agieren (*Schall beter warden!* in *Mattgoot*), denn die Männer sind selbständig, selbstbewußt und damit oft auch dickköpfig, eine Mutter will jedoch immer helfen und ist in dieser Beziehung fehlerlos.

Der Mutter unterliegt die sittliche und religiöse Erziehung der Kinder, überhaupt ist die Frau Hüterin des Glaubens in der Familie und greift immer ein, sobald sich ein Familienmitglied versündigen will (vgl. z. B. *Seefischers* in *Mattgoot*). Die Mutter sorgt z. B. dafür, daß der erwachsene Sohn nicht vergißt, den Feiertag zu heiligen und in die Kirche zu gehen (*Mit eegen Oogen*, S. 49ff.).

Zu diesem von Kinau propagierten Familienleitbild gehört eine sexualfeindliche Moral. Zunächst einmal ist festzustellen, daß auf Sexuali-

<sup>25</sup> Ebd. S. 41.

<sup>26</sup> (Autor nicht zu ermitteln), *Uns' Bökerschapp. Streifzüge durch das niederdeutsche Schrifttum* (Rezension von *Dat Hart vull Freid*), NDR, UKW, 18. 1. 1956.

tät gerichtete Verhaltensnormen nur in wenigen Veröffentlichungen Kinaus direkt vermittelt wird (wie in *Dörte Jessen*, S. 64), sondern Sexualität als wichtiges Element des menschlichen Lebens in den vielen hundert Finkenwerder Geschichten Kinaus überhaupt nicht existent ist. Die Bestimmung der Frau ist die Ehe, die für Kinau in erster Linie eine lebenslange Kameradschaft ist (vgl. *Kamerad und Kameradin* im gleichnamigen Buch). Das Mädchen heiratet nicht etwa wegen niedriger sexueller Anreize, sondern auch bei der Wahl des Ehegatten ist die helfende Aufopferung das Motiv: Dörte Jessen lehnt die anderen Bewerber ab, die sie nicht brauchen, und wählt Thade Hansen, weil er ihre Hilfe braucht (S. 31), (ähnlich in *Ein fröhlich' Herz* in *Kamerad und Kameradin*).

Diese „heilige Pflicht“, die aufopfernde Liebe zum Ehemann, wird den Kindern gegenüber erneuert: Mutterschaft ist der eigentliche Sinn der Ehe für die Frau. Schon diese Funktionsbestimmung der Ehe enthält einen sexualfeindlichen Kern: W. REICH hat die These aufgestellt, daß intensives Sexualleben in der Ehe den Kindeswunsch hinauszögere, zudem dient „die Idealisierung der Mutterschaft, ihre Verhimmelung (. . .) im wesentlichen als Mittel, in den Frauen das geschlechtliche Bewußtsein nicht aufkommen, die gesetzte Sexualverdrängung nicht durchbrechen und das sexuelle Schuldgefühl nicht untergehen zu lassen“<sup>27</sup>.

Der Kindeswunsch ist das höchste Ziel einer Frau in der Wertvorstellung Kinaus; um dieses Ziel zu erreichen, können unter außergewöhnlichen Umständen sogar alle übrigen sittlichen und moralischen Normen übergangen werden. In *Lanterne* verurteilt der Sohn anfangs den Vater, weil dieser ein uneheliches Kind gezeugt hat; als der Sohn aber erkennt, daß ein bewußter Kinderwunsch und nicht triebhaftes Handeln dazu geführt hat, wird das Verhalten des Vaters verständlich und die Mutter des unehelichen Kindes positiv gezeichnet. (In *Lanterne* wird der Kinderwunsch auch vom Vater vertreten, entsprechend lautete die Kritik vieler Leser, „ob denn im Manne [gesperrt im Original] die Sehnsucht nach dem Kinde so stark sein könne“<sup>28</sup>.)

Das Vorbild des Vaters ist geprägt durch seine berufliche Position und die damit erlangte Selbständigkeit, nach der der Sohn ebenfalls strebt. Die Söhne der Finkenwerder Fischer wollen Fischer wie der Vater werden, mit der gleichen Selbstverständlichkeit wollen auch in den wenigen, in einer anderen beruflichen und sozialen Situation spielende

<sup>27</sup> W. REICH, zit. in: D. HAENSCH, *Repressive Familienpolitik*, Hamburg 1969 (rororo sexologie), S. 53 bzw. 52.

<sup>28</sup> J. JOHN, *Rudolf Kinau, ein deutscher Dichter*, Mitt. a. d. Quickborn 15 (1921/22) 4.

Geschichten die Söhne die Position des Vaters einnehmen. Folgerichtig sind Konflikte zwischen Vater und Sohn echte Generationskonflikte in dem Sinne, daß die jüngere Generation den Platz der älteren einnehmen will (vgl. *Holt un Isen in Mien bunte Tüller*), und nicht Konflikte zwischen verschiedenen Wert- und Normsystemen. Die Autorität des Vaters in der Familie ist nicht nur persönlich, sondern wesentlich sachlich-funktional begründet, weil „der Gehorsam gegenüber den Eltern, insbesondere der gegenüber dem Vater gesellschaftlich prämiert wurde mit der Nachfolge in der väterlichen Position“<sup>29</sup>. Setzen wir diese Darstellung des Familienlebens bei Kinau in Beziehung zur Wirklichkeit des Lesers, ergibt sich eine so große Differenz, daß nicht mehr von einer Idealisierung bestehender Verhältnisse gesprochen werden kann. Die gesellschaftliche Funktion der Familie hat sich in den letzten hundert Jahren entscheidend verändert: Soziologen konstatieren einen Funktionsverlust der Institution Familie. So ist z. B. gerade die in den Geschichten angesprochene Berufsausbildung der Söhne durch den Vater an staatliche Instanzen abgegeben worden. „Sachautorität personifiziert sich dem zufolge nicht mehr in den Vätern. Ein Sohn kann dem Vater nicht mehr im traditionellen Sinn nachfolgen, dazu wandeln sich der gesellschaftliche Kontext und mit ihm die Rollenanforderungen zu schnell.“<sup>30</sup> Diese Veränderung hat weitgehende Konsequenzen: Der Vater hat die zentrale Vermittlerfunktion zwischen Individuum und Gesellschaft verloren, „die Entzauberung der sachlichen und zugleich persönlichen Autorität beläßt dem Vater nur die womöglich hohle persönliche“<sup>31</sup>.

Die Reaktion der Familie auf diesen Funktionsverlust besteht in dem Versuch, die Familie als private Insel zu erhalten – ein Versuch, der scheitern muß und zu einer ständigen emotionalen Überlastung der Familie führt. Die Darstellung des harmonischen Familienlebens bei Kinau erfüllt eine wichtige Ausgleichsfunktion, die ständige Krise der Familie täglich neu zu überstehen (und die Krise unverändert zu lassen). Die Darstellung des Familienlebens richtet sich nicht an jugendliche Leser im Sinne eines moralischen Leitbildes. Die ständige Beschwörung des Gebotes „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ – in der Geschichte *Wat mokt wi mit uns Freid?* (*Mattgoot*) lehnt Paul Kreuger es ab, ein junges Mädchen zu heiraten, weil er bemerkte: „Se lacht ober allns, (. . .) ober ehr eegen Vadder un Mudder. – Mit so een – weet ick nix antofangen!“

<sup>29</sup> K. HORN, *Dressur oder Erziehung*, Frankfurt/M. 1971 (edition suhrkamp), S. 20.

<sup>30</sup> Ebd. S. 21 f.

<sup>31</sup> Ebd. S. 21.

(S. 48) – ist kein moralischer Appell an die Jugend, sondern schafft bei leidgeprüften Eltern das beruhigende Gefühl, so sollte es eigentlich sein, und lenkt für ein paar besinnliche Stunden ab von der tagtäglichen Autoritätskrise der heutigen Familie.

### b) Heimat

Das Bild glücklichen Familienlebens wird ergänzt durch die überschaubare Finkenwerder Dorfgemeinschaft, in die die Familie nachbarschaftlich eingebettet ist. Man kennt sich gegenseitig, man hilft sich gegenseitig, die Finkenwerder Dorfgemeinschaft erscheint als eine große Familie.

Heimat (Ort der Kindheit) und Neueinsetzung von Vater- und Muttervorbild (Status der Kindheit) bilden nicht nur eine semantische Einheit, zwischen beiden besteht ein psychoanalytisch beschreibbarer Zusammenhang: „Im Kern der Familienbindung steht die Mutterbindung. Die Vorstellung von Heimat und Nation ist in ihrem subjektiv-gefühlsmäßigen Kern Vorstellung von Mutter und Familie. Die Mutter ist die Heimat des Kindes, wie die Familie die ‘Nation im Kleinen’ ist.“<sup>32</sup>

Heimweh, die gefühlsmäßige Fixierung auf die Heimat, zählt Kinau zu den höchsten Werten und stellt sie neben „Liebe, und Vertrauen, und Hoffnung, und Glaube, denn es schließt auch immer ein paar von diesen hohen Dingen in sich ein“ (*Heimweh Haben in Kamerad und Kameradin*, S. 35).

Die positive Darstellung des ortsgebundenen Dorflebens in Finkenwerder ist zwangsläufig verbunden mit einer gewissen Stadtfeindlichkeit. Viele kleine Geschichten ziehen ihre Konflikte daraus, daß Finkenwerder Dorfbewohner sich in der Stadt nicht zurechtfinden können (z. B. *Dree Treppen* in *Scheune Bries*. Die Geschichte beginnt und endet mit den Worten „Goh mi af mit de Stadt!“). Kinau kritisiert an der Stadt die Anonymität, in der nachbarschaftliche Verhältnisse wie auf dem Dorf unmöglich seien. Ein Bildband über Finkenwerder, zu dem Kinau Vorwort und die Bildtexte verfaßte, schließt mit dem Bild eines alten, pfeiferauchenden Fischers, dem die Worte in den Mund gelegt werden: „Ne, Mann, goh mi af mit de Stadt! Ick blief bi uns an’n Diek!“<sup>33</sup>

Diese Stadtfeindlichkeit, die bei anderen niederdeutschen Autoren noch sehr viel ausgeprägter ist als bei Kinau, ist Teil eines konservativen

<sup>32</sup> W. REICH (wie Anm. 27), S. 65.

<sup>33</sup> Landesbildstelle Hansa (Hrg.), *Finkwarder. Gorch Fock sien Fischerinsel*, Text von R. KINAU, Hamburg o. J.



Kulturpessimismus. Heimat wurde folgerichtig erst zu einem konservativen Wert, als die industrielle Gesellschaft ein gewisses Maß an Mobilität ihrer Mitglieder erforderte. Die räumliche Mobilität unserer heutigen Gesellschaft ist Kinau unverständlich. In dem 1972 veröffentlichten Text *Miets-Kasern* (in *Rund un bunt*) kritisiert er die häufigen Umzüge: „Nu mütt dat doch – bi de meisten Lüd – alle poar Joahr anners wesen!?“ Früher, vor 80 Jahren, sah das ganz anders aus: „Wi seeten mit Vadder un Mudder un fief Kinner – in son lütte eenfache Kellerwohnung – achtern Diek.“ Die Wohnung war zwar sehr eng, aber: „Doar wür so vel Leben un so vel Freid – in uns’ lütt Wohnung! Un so vel Platz!“ Und heute? „Kinner-Lüd – wat is de Wilt nu anners worden!? Un wat sünd de meisten Minschen verwehnt!? Allein al – mit de Wohnungen un mit de Hüs!?“ Zum Schluß mahnt Kinau noch einmal eindringlich: „Lot dat no! Blief mit dien poar egen Lüd – för Di! Un blief mit de Been an Grund! Blief doar, nem du büst!“ Wie Untersuchungen ergeben haben, entspricht eine solche Kritik aber keineswegs der gesellschaftlichen Realität<sup>34</sup>.

### c) Glück und Zufriedenheit durch Bescheidenheit

Die meisten Rezensionen von Büchern R. Kinaus heben hervor, daß er ein „positiver Autor“ sei: daß „er schon vielen Tausenden, auch weit über die niederdeutschen Grenzen hinaus Freude gebracht und ihren Lebensmut gestärkt“ habe (W. NIEKERKEN)<sup>35</sup>, seine Bücher hätten einen „köstlichen Humor, der auch ernste Begebenheiten unseres Lebens tröstend berührt und versöhnt“ und deshalb „uns Lebensmut mit auf den Weg gibt“ (H. KALHORN)<sup>36</sup>, der Leser freue sich „vor allem auch über den gesunden Optimismus, der aus jeder Zeile spricht“ (S. Z.)<sup>37</sup>. Schon die Buchtitel zeigen, wie sehr Lebensfreude Programm bei Kinau ist: *Ein fröhlich Herz*, *De beste Freid*, *Sünnschien up’n Weg*, *Dat Hart vull Freid* usw. Wie erreicht Kinau in seinen Geschichten diese Versöhnlichkeit mit der Wirklichkeit?

In einer Betrachtung über *Richtig frein* (in *Bi uns an’n Diek*) grenzt R. Kinau sich von den „Lachers un Larmmokers“ ab, die voller Schaden-

<sup>34</sup> Vgl. H. GÜNTHER/P. SCHENKEL-TAPPERT, *Wie kommt der Mensch zu seiner Wohnung?*, Hamburg 1974 (torofo aktuell), S. 36ff.

<sup>35</sup> W. NIEKERKEN, *Vorwort des Herausgebers*, in: R. KINAU, *Finkwarder Geschichten*, Flensburg 1953 (Flensburger Ganzschriften), S. 5.

<sup>36</sup> H. KALHORN (s. Anm. 10).

<sup>37</sup> S. Z., Rezension von *Braune Segel* . . . , Neue Wege, Ausgabe für Lehrer, Nr. 78/ Jg. VIII (17. 9. 1952), S. 34.

freude über Betrunkene oder gar über schmierige Witze lachen können und nennt als positive Beispiele Finkenwerder Dorfbewohner, die sich abends über den Sternenhimmel oder aber über ihre Kinder freuen können. In einer anderen Betrachtung (*Dat eenfache Glück in Rund un bunt*) gibt Kinau zusammenfassend die Antwort: „Sick to dat frein, wat'n hett!“ Mit diesem Rezept kann tatsächlich jeder auch unter den schlechtesten materiellen Lebensbedingungen das „einfache Glück“ erreichen: „an den dunkelsten Arbeitsstellen, bei den einförmigsten Verrichtungen, unter den traurigsten Existenzbedingungen, angesichts eines Lebenslaufs, der durch Entbehrung, Demütigung, Gefahren ausgezeichnet ist, ohne Aussicht auf dauernde Besserung, sollen die Menschen doch um keinen Preis niedergeschlagen sein.“<sup>38</sup>

Um die politische Funktion einer solchen Ideologie aufzuzeigen, braucht nicht erst Sekundärliteratur zitiert zu werden; R. Kinau hat auf die politischen Zusammenhänge selbst hingewiesen. Die Geschichte *Kassen mit den Steen (Bi uns an'n Diek)* beginnt mit der Meinung eines Hugo Peeters: „Son richtigen Mittelstand gifft dat doch überhaupt ne mihr! (. . .) Dat gifft nu bloß noch 'n poar ganz Rieke – un 'n ganzen barg arme Lüd!“ – ein bekanntes Argument aus politischen Diskussionen. Kinau wendet sich gegen diese politische Einschätzung: „Ick gläuf, dat gift – ook bi uns hier – blooß'n poar ganz Arme, un gift'n ganzen barg rieke Lüd! – Ne riek an Gild – dat deit jo ook ne neudig –, ober riek an Freid un gooden Moot.“ Als Beleg erzählt er die Geschichte von dem Arbeiter Kassen, der im Ausland einen Stein gefunden hat, den er für wertvoll hält (obwohl er wertlos ist) und um keinen Preis verkaufen will. Trotzdem lebt er weiter in seinen bescheidenen Verhältnissen, tut auf der Arbeitsstelle sein Bestes, hält seine kleine Wohnung „fein in de Reeh“ und ist glücklich, weil er einen wertlosen Stein besitzt. Ähnlich wie Kassen seien wir alle reich, meint Kinau:

Die meisten Menschen „hebbt doch ook all een Deel, nem se ganz riek dör sünd –, un wat se för keen Gild – ook ne för hunderttausend Mark – weggeben muchen. Bi den een'n sünd 't villicht de egen Kinner, bi den annern is 't de Gesundheit, bi den drütten is 't de Moot –, bi den vierten is 't de faste Glooben an all dat Scheune in de Wilt. – Jeeder hett sien'n egen Klumpen Gold in 'n Hus, un will em ne hergeben – ook ne för 40000 Gulden ut Amsterdam! Dat gifft man ganz weenig arme Lüd, de goarnix hebbt. Un dat gift 'n ganzen barg rieke Lüd –, se wet dat man blooß ne jümmer, wu riek se sünd.“ (S. 78)

<sup>38</sup> M. HORKHEIMER, *Traditionelle und kritische Theorie* (Fischer Bücherei), Frankfurt/M. 1970, S. 104.

Kinau will uns mit seinen „positiven“ Geschichten sagen, wie reich wir alle sind<sup>39</sup>. Es braucht wohl nicht ausgeführt werden, daß diese Ideologie denen dient, die tatsächlich reich sind und nicht erst, weil sie an einen wertlosen Stein glauben.

#### d) Arbeitswelt

Wie Kinau seine Lebenshilfe Zufriedenheit durch Bescheidenheit auf konkrete Lebensbereiche anwendet, haben wir schon in dem Abschnitt über seine Kritik an den vielen Wohnungsumzügen aufgezeigt. Hier soll noch kurz auf die Darstellung der Arbeitswelt eingegangen werden.

Programmatisch zitiert R. Kinau seinen Bruder Gorch Fock: „Von seiner täglichen Arbeit nicht gering denken, sondern sie durchsonnen und durchglühen!“ in einer Betrachtung mit dem kategorischen Titel *Arbeit ist Glück (Kamerad und Kameradin)*. Kinau erzählt von einem Tagelöhner, der dreißig Jahre „gearbeitet wie ein Pferd“ hatte und „nie mehr als Essen und Trinken und – in seinen besten Jahren – sechzig Pfennig täglich verdient (hatte), – das sind im Monat nicht ganz achtzehn Mark.“ Doch bei der Beerdigung des Tagelöhners weist Kinaus Propagandist, der Bauer, alle mitleidigen Bemerkungen, der Tagelöhner habe nichts vom Leben gehabt, zurück: „Für den (den Tagelöhner) ist jeder Tag ein Sonn- und Festtag gewesen. – Und Hein (der Tagelöhner) selber ist der fröhlichste und glücklichste und der reichste Mann gewesen (. . .).“

Gegenüber einem namenlosen Industriellen, einem „ruhelosen Sklaven seiner eigenen Geldgier“, wird der arme und doch so reiche Tagelöhner als positives Beispiel gesetzt:

„‘Doch, auch reich!’ sagte der Bauer. (. . .) ‘Und der ganze Hof gehörte ihm – schon seit mehr als vierzig Jahren. Jedes Pferd war sein Pferd. Jede Kuh, jedes Kalb, jedes Küken, jeder Baum und jeder Busch gehörte ihm. – Nicht auf dem Papier durch Brief und Siegel, sondern – hier – so – durch seiner Hände Arbeit. – Da war doch auf dem ganzen Hof – bei all unseren Wegen und Gräben – da war doch kein Steg und kein Zaun, den er nicht selbst gemacht oder dreimal nachgesehen hatte.’“

Der Widerspruch, warum das, was dem Tagelöhner durch seine Arbeit gehörte, nicht auch rechtlich ihm gehörte, der Tagelöhner also keine reale Verfügungsgewalt über den Hof hatte – dieser Widerspruch bleibt bei R. Kinau ausgespart.

<sup>39</sup> Folgerichtig wendet sich Kinau in der Betrachtung *Das Beste up de Wilt (Bi uns an'n Diek)* – jeder hält etwas anderes für das Beste auf der Welt, und das ist gut so – gegen jeden gesellschaftlichen Neid.

(Diese Geschichte, von Kinau zur Illustration einer Betrachtung konstruiert, muß dem Autor selbst etwas überzogen vorgekommen sein. Jedenfalls finden sich in den Sachen des toten Tagelöhners doch noch 1700 Mark in bar, ein Sparkassenbuch über 8000 Mark und ein Brief, in dem seine Schwester sich für 1000 Mark bedankt – insgesamt also 10700 Mark. Bedenkt man, daß der Tagelöhner in seinen besten Jahren 18 Mark im Monat verdiente, muß er genau 50 Jahre gespart haben, ohne auch nur einen Pfennig ausgegeben zu haben – aber er hatte auch Essen und Trinken frei . . . )

Die so idealisierende Darstellung der Arbeitsbedingungen ist in den Geschichten Kinaus hauptsächlich die Welt der Finkenwerder Fischer. Kinau verzichtet größtenteils auf das hohle Seefahrt-ist-not-Pathos, doch auch er transzendiert die Seefischerei: „Dat ierst mol no See“ ist kein normaler Arbeitsbeginn, sondern sei das halbe Vaterunser (*Dree lütte Biller in De beste Freid*); ein Schiff kann er mit der Mutter (einem der höchsten Werte Kinaus) vergleichen (*Loobnt sick dat? in Land in Sicht*).

Bedenklich ist auch die Übertragung der – auf einem Schiff eventuell notwendigen – hierarchischen Ordnung auf andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens (*Befehlen und Gehorchen in Kamerad und Kameradin*)<sup>40</sup>.

Die in den Veröffentlichungen Kinaus geschilderte Arbeitswelt des Seefischers ist bestimmt durch den Kampf gegen die Naturgewalten<sup>41</sup>; die Arbeitsbedingungen des Lesers in einer Industriegesellschaft zeigen

<sup>40</sup> Die Betrachtung *Befehlen und Gehorchen* hat Kinau nach 1945 nur unwesentlich gekürzt und die Tendenz unverändert gelassen. Auf das Verhältnis Kinaus zum Nationalsozialismus können wir hier nicht weiter eingehen. Kinau war nicht PG und kann auch nicht als Nationalsozialist bezeichnet werden, doch einige seiner Wert- und Normvorstellungen waren gut einsetzbar im Sinne des Nationalsozialismus (Mutterschaftsverhimmelung, Arbeitsfreude usw.). Jedenfalls kann die an Kinau gerichtete Bemerkung A. BUSSMANNs: „Du hältst Dich im Hintergrund (. . .). Das ist wohl auch der Grund, warum Du unangefochten durch die Nazizeit gegangen bist. Du warst kein PG, durftest aber den „Pimpfen“ und „Mädeln“ Deine Geschichten erzählen. Unbekümmert und ohne Angst gingst Du durch alle Gefahren hindurch, als wärest Du durch einen heimlichen Zauber geschützt.“ (A. BUSSMANN, *Mein lieber Rudl!*, Quickborn. Plattdütsch Land und Waterkant, 45 (1967) 20) nicht unwidersprochen bleiben: Der heimliche Zauber ist recht gut erklärbar. Auch Kinau selbst zeigt in seinen nach 1945 veröffentlichten Texten ein recht naives Verhältnis zu seinen früheren Büchern und deren Funktion im Dritten Reich; vgl. R. KINAU, *Mit eegen Oogen*, S. 69; *Finkwarder Geschichten*, S. 4; zu Kinaus politischem Engagement im Dritten Reich vgl. u. a. (Vorschlag zur plattdeutschen Fassung des SA-Treueschwurs), *Mitt. a. d. Quickborn*, 28 (1934/35); (Vorschlag zur Gestaltung der NS-Frauenabende), *Mitt. a. d. Quickborn*, 27 (1933/34) 18.

<sup>41</sup> Dieses vorindustrielle Verhältnis zur Natur wird deutlich in der ständigen Personifizierung von Naturgewalten. Diese Vermenschlichung der Natur nimmt bei Kinau groteske Ausmaße an: In der Geschichte *Wu schwoar is 'n Boom? (Bi uns an 'n Diek)*

jedoch einen viel größeren Grad der Naturbeherrschung. Die Betonung der Naturgewalten verschleiert, wieviel in unserer heutigen Gesellschaft tatsächlich machbar ist, wieviel durch gesellschaftliche Strukturen bedingt und damit auch durch politisches Handeln veränderbar ist. Kinau benutzt die Darstellung der Natur dazu, dem Leser zu zeigen, daß man seinen Willen nicht immer durchsetzen könne, sondern sich beschränken müsse: In *Oosten Bries*' (*Scheune Bries*') versucht der junge, noch unerfahrene Seemann vergeblich gegen den Ostwind anzusegeln und muß zum Schluß doch einen anderen Fahrweg nehmen. Die Geschichte schließt mit dem Satz: „Ober ick mütt doar jeedesmol wedder an dinken, wenn mol wat ne so will, as dat woll schall, – wenn ick mol mit mien'n stieben Kupp dör de Wand will.“

#### e) Politik

Die These, daß die Betonung der Naturgewalten die realen Veränderungsmöglichkeiten der Gesellschaft verschleiert, läßt sich auch an der Darstellung der Politik zeigen. Zunächst muß vorangeschickt werden, daß politische Aktivität im engeren Sinne für die Finkenwerder Dorfbewohner offenbar etwas Überflüssiges darstellt und deshalb in diesen Geschichten kaum thematisiert wird<sup>42</sup> – nur der Onkel Karl ist überzeugter „Soocioledezokrat“ und benutzt den „Vorwärts“ immer für die Flinte (*Jägern* in *Scheune Bries*'). Zwar sind in Kinaus Geschichten auch immer wieder Zeitprobleme eingegangen – deutlich in den Kriegsgeschichten, aber auch z. B. die Flüchtlingsproblematik in *Mattgoot* (*Wat mok wi mit uns Freid?, Komm no bus!*), die Studentenbewegung 1968/69 in *Seuk Di wat ut* (*Lange Hoar, Diskussion*). Kinau benutzt Zeitprobleme meistens nur als aktuellen Aufhänger, um Finkenwerder Geschichten aus vergangenen Tagen zu erzählen. Doch auch das kann eine indirekte Stellungnahme zu politischen Fragen sein: Die Geschichte *Protest un Streik* (*De beste Freid*) leitet er wie folgt ein: „Dütt Joahr – meen ick – hebbt'n ganzen Barg van uns jungen Lüd – recht vel 'protestiert un demonstriert'. Wat jem dat jeedesmol wat holpen hett, weet ick ne, ober – se hebbt dat jo jümmer wedder versöcht.“ Dann erzählt Kinau die Finkenwerder Geschichte: Sie hätten 1900 auch einmal „gestreikt“, als die Tanzkapelle auf Finkenwerder die Preise verdoppeln wollte. Durch List

kann der alte Fritz nicht eher ruhig sterben, bis er gestanden hat, vor 60 Jahren einen Baum 'getötet' zu haben.

<sup>42</sup> In dieser Hinsicht eine Ausnahme macht die Geschichte *Fief Fohm Sand* (in *Schreiben Schrif*), auf die wir nicht eingehen, da dieses Buch nach 1945 nicht wieder neu aufgelegt worden ist.

und solidarisches Verhalten mußten die Preise wieder gesenkt werden, doch die Musiker konnten sie überlisten: Jetzt dauerte jeder Tanz nur noch halb so lang. Der Schlußsatz nimmt dann wieder Bezug auf das anfangs angesprochene politische Thema: „Schull dat bi all den annern Krom – bi all dat Streiken un Demonstrieren – nu ook noch se wesen –?“

Zurück zur These von der Beziehung zwischen Betonung der Naturgewalten und Verschleierung politischer Interessen. Kriege, Ergebnisse politischer Interessenkonflikte, werden bei Kinau zu Naturereignissen: „(. . .) do käm de groot Krieg an as Störm un Springflood un reep uns all' up de Dieken.“ (*Mien Weeg un mien Weg in Strandgoot*). – „So as de Gewidderstörm mitünner twüschen de lütten Fischerfoahrtügen steuten deit, un ritt jem wied utnanner un drückt jem in de Grund, – so wür de Krieg twüschen Peter Fink sien fief grooten Jungs stött.“ (*De Letzte in Strandgoot*).

Die zunehmende Verwissenschaftlichung und Bürokratisierung des gesellschaftlichen Lebens führt dazu, daß der Einzelne den Sinn der Rollenanforderungen innerhalb des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs nicht mehr verstehen kann. Dem Einzelnen erscheint die Gesellschaft deshalb „mächtiger, drohender und undurchsichtiger denn je. Obwohl heute potentiell nahezu alles produziert werden kann, bleibt der Gesamtprozeß der Reproduktion im Dunkel; wengleich einzelne zweckrationale Beziehungen, isoliert betrachtet, stimmig sind, erscheint das Ganze unvernünftig, schon weil es Kriege einschließt oder doch deren permanentes Drohen. Gesellschaft als antagonistischer Funktionszusammenhang ist der individuellen Einflußnahme entrückt und wirkt eher schicksalsähnlich denn als rationale Veranstaltung.“<sup>43</sup>

Dem Leser, der durch diese Undurchschaubarkeit gesellschaftlichen und politischen Geschehens verwirrt ist, bietet R. Kinau eine Erklärung, die Politik mit sinnlosem Kinderstreit gleichsetzt und damit auf eine dem Leser erfahrbare Ebene bringt. In der dreiteiligen Betrachtung *Werkeen bett Schuld? (Bi uns an'n Diek)* geht er davon aus, daß man meistens nicht mehr sagen könne, wer mit dem Streit angefangen habe. Im ersten Teil erzählt Kinau von einem Streit zwischen Kindern, leitet mit dem Satz: „Un so as bi de Kinner – is da mitünner woll ook bi de Grooten“ über zu einem sinnlosen Streit zweier Bauern und schließt mit einer weiteren Übertragung: „Wat dat bi de ganz Grooten – in de hooge Politik – woll mitünner ook so is –?“

<sup>43</sup> K. HORN (wie Anm. 29), S. 26.

## f) Weihnachten

In den vorangegangenen Abschnitten haben wir ideologische Aussagen Kinaus zu verschiedenen Lebensbereichen isoliert; im letzten Teil der ideologiekritischen Textanalyse wollen wir zeigen, wie diese Aussagen in seinen Geschichten zu semantischen Bedeutungskomplexen verknüpft werden.

Als Beispiel wählen wir die Thematik Weihnachten. In fast jedem Geschichtenband Kinaus finden sich – meistens am Ende – eine oder mehrere Weihnachtsgeschichten. Kinaus *Mien Wihnachtsbook*, das Weihnachtsgeschichten aus verschiedenen anderen Büchern zusammenfaßt, gehört mit zu seinen größten Bucherfolgen: 1959 zuerst erschienen, sind inzwischen über 50000 Exemplare verkauft worden; *Mien Wihnachtsbook* ist Kinaus erfolgreichstes Nachkriegsbuch. Kinau kommt mit seinen Weihnachtsgeschichten offenbar der Erwartungshaltung vieler Leser entgegen: Die Vorweihnachtszeit gilt als die Zeit der Erinnerung an Kindheit und Brauchtum, und dazu gehört für viele offenbar auch die Mundart. Bibliothekare bestätigen, daß nur zur Weihnachtszeit plattdeutsche Literatur nennenswerte Ausleihungen erreicht.

Weihnachten dient Kinau dazu, ein besonders wunderbares Geschehen noch einmal zu überhöhen: Die in dem autobiographischen Buch *Mit eegen Oogen* (S. 30ff.) geschilderte Rettung aus Seenot wird in der Umformung zu der Geschichte *Dezembernachen* (in *Blinkfüer*) in die Weihnachtszeit verlegt. Ganze Absätze des autobiographischen und fiktiven Textes sind wörtlich gleich, in *Dezembernachen* wird jedoch dazugesetzt, die in Gefahr schwebenden Menschen hätten sich doch auf Weihnachten gefreut; nach der Rettung wird betont, daß sie nun doch noch Weihnachten unterm Tannenbaum feiern können. Doch Weihnachten dient Kinau nicht nur als zusätzliches emotionales Element, sondern in den Weihnachtsgeschichten werden alle besprochenen ideologischen Aussagen verknüpft.

Weihnachtszeit ist zunächst Kinderzeit. In unzähligen Geschichten schildert R. Kinau idealisierte Kindheitserinnerungen aus der Vorweihnachtszeit und stellt den traditionellen Verlauf des Weihnachtsabends dar. Kinaus Geschichten zeigen die Weihnachtsfeier bürgerlicher Familien: „Unter Benutzung zahlreicher Requisiten (. . .) gestalten die Eltern als Frucht langer Vorbereitungen einen Abend familiärer, verinnerlichter Harmonie, mit der sie alle Konflikte beschwichtigen und für einige

Stunden die Utopie einer heilen Welt hervorzaubern möchten.“<sup>44</sup> Deshalb ist Weihnachten nicht nur Kinderzeit, sondern auch die Zeit intakten Familienlebens. Am Weihnachtsabend kommen mit den Eltern zerstrittene Söhne zurück nach Hause (*In de Schün in Mattgoot, Acht Joahr van Hus in Mien bunte Tüller*), die ernste Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter findet ein glückliches Ende (*De Klüten in'n Hals in Seelüd 'bi Hus'*). Durch den Gedanken an die Mutter wird der heruntergekommene Sohn am Heiligabend wieder auf dem rechten Weg gebracht (*Up 'n annern Boog in Mien Wihnachtsbook*).

Weihnachten ist die Zeit, an die eigene Kinderzeit und an die Eltern zu denken: „Wihnachten sünd wi all mol wedder ganz ganz lütt, un wenn 't ook man för 'n Oogenblick is, – alltohoopen, jeeedes Joahr wedder.“ (*De brune Schimmel in Mien Wihnachtsbook*). „So richtig Wihnachten! dink ick. Un dink ook an mien Kinnertied.“ (*Engel ohne Flinken in Seelüd 'bi Hus'*). „Heimweh, – das ist es, was wir wohl alle haben oder haben möchten, am 24. Dezember. 'Heimweh nach – früher – als wir noch jung, als wir noch Kinder waren'“, heißt es in der Betrachtung *Weihnachten (Ein fröhlich Herz)*.

Damit ruft Rudolf Kinau die schon beschriebene emotionale Stimmung beim Leser hervor, die Ausgangspunkt wird zur Verknüpfung mit ideologischen Aussagen. So z. B. mit der konservativen Stadtfeindlichkeit: Vor einem durch den brennenden Tannenbaum erleuchteten Bauernhaus läßt Kinau den Erzähler sagen: „Wat wür dat hier still geegen den Larm in de Stadt! Wat brinnen de Lichen hier so ganz anners as doar: Wat smeeeten se för 'n feinen weeken Schien up de drie Minschen hier – in düsse lütte eenfache Döns! – Meist as wenn dat hier – bi uns in 'n Hus' – un bi mien Mudder wür. Mien Mudder –!“ (*Up 'n annern Boog in Mien Wihnachtsbook*).

Auch in den Weihnachtsgeschichten wird Glück und Zufriedenheit auch in den ärmsten Familien zum zentralen ideologischen Motiv: „Wenn 't an's in 'n Hus' bald goarnix geben deit, keen Spelkrom, keen'n Kooken, keen Tüg, – denn freit 'n sick to Wihnachten jo noch teihnmol so dull, to jeeder lütt Stück.“ (*De brune Schimmel in Mien Wihnachtsbook*). Die schönsten Weihnachtserinnerungen hätten die, „de 't as Kind man ganz lütt un ganz eenfach hatt hebbt“.

Unter diesem politischen Aspekt ist die in der Nachkriegszeit entstandene Geschichte *De Wihnachtsmann (Mien bunte Tüller)* interessant:

<sup>44</sup> INGEBOURG WEBER-KELLERMANN, *Die deutsche Familie* (suhrkamp taschenbücher), Frankfurt/M. 1974, S. 226.



Eine alleinstehende Frau mit zwei Kindern hat kein Geld, ihnen etwas zu Weihnachten zu kaufen; das Geld reicht nicht einmal, um mehr als Kartoffeln zu essen. Ein vorbeikommender Vertreter, der beim reichen Bauern Weihnachtsspielmann spielen soll, stiehlt den Sack mit Geschenken und gibt ihn der armen Frau. Diese gibt den Sack natürlich dem reichen Bauern zurück, der ihr dafür ein paar Kartoffeln und Äpfel schenkt. Letztes Bild: Der Vertreter sitzt in der Kneipe und – nichts wissend – freut sich, daß er etwas Gutes getan hat. „He [der Vertreter] dach doar jo ne an, dat goode Minschen ook jümmer bannig ehrlich un eegen sünd. Un eegen' un bullerige Minschen [der reiche Bauer] ook af un an mol 'n beeteen good.“ Der Bauernsohn bekommt eine Trommel, eine Trompete, einen Baukasten und andere Spielsachen, doch mit dem Sack Kartoffeln ist die arme Frau zufrieden: „Mehr Freid harrn se [die Kinder] van den Sack vull Spelkrom ook ne hatt.“ Zum Weihnachtsfest gehört offenbar auch der soziale Friede, und selbst eine nach der romantischen Robin-Hood-Methode vorgenommene gerechtere Vermögensverteilung lehnt Kinäus ab. Jedenfalls kommt die arme Mutter auch durch Ehrlichkeit doch noch zu einem Weihnachtsgeschenk für ihre Kinder.

#### 4. Die pädagogische Indienstnahme der Bücher R. Kinäus

Unsere ideologiekritische Textanalyse haben wir immer wieder auf die Rezeption bezogen. An einem solchen Verfahren ist kritisiert worden, der Leser werde „zum stummen Zeugen, den man zitieren kann, wann immer man ihn als Beleg nötig hat. Er kann sich nicht dagegen wehren, er wird nicht beredt“<sup>46</sup>. Empirische Erhebungen über die Rezeption von Kinäus Büchern gibt es jedoch nicht, auch ist die Beweiskraft solcher empirischen Rezeptionsanalysen zweifelhaft. Belegbar ist aber die politische und moralische Intention, mit der pädagogische Institutionen die Anschaffung von Kinäus-Büchern in Schulen und Büchereien empfehlen.

Schon bald nach den ersten Veröffentlichungen wurden R. Kinäus Bücher als pädagogisch wertvolle Literatur betrachtet. 1921 nennt G. CLASEN in seiner im Auftrage des Hamburger Jugendschriften-Ausschusses und der Vereinigung Quickborn zusammengestellten Liste *Wertvolle plattdeutsche Bücher für die Jugend* vier Kinäus-Titel. Auch nach dem 2. Weltkrieg werden Kinäus Bücher „zum Vorlesen in Familien-

<sup>46</sup> H. D. ZIMMERMANN, *Das Vorurteil über die Trivilliteratur, das ein Vorurteil über die Literatur ist*, Akzente 19 (1972) 391.

pflege und Gemeinschaftskunde“ empfohlen<sup>46</sup>. Eigens für den Schulgebrauch zusammengestellte Geschichtenbücher erscheinen, die von den norddeutschen Kultusministerien für den Gebrauch in Schulen genehmigt werden.

Um die pädagogischen Zielsetzungen, die hinter diesem Einsatz für Kinaus Bücher stehen, zu verdeutlichen, wählen wir als Beispiel *Braune Segel in Sonne und Wind*. Das Buch erschien 1951 als erster Band der „Baken-Bücherei“, die der Jugend „die Welt der Arbeit und des harten Lebenskampfes erschließen“ will (Verlagsprospekt), und wird hauptsächlich an Schulen und Bibliotheken verkauft. Neben der Genehmigung zum Gebrauch an Schulen ist das Buch ebenfalls in die Auswahl des „Grundstocks für eine Jugend- und Schülerbücherei“ aufgenommen worden. 1970 erschien die 6. Auflage (48 000 Exemplare).

Dieses hochdeutsche Buch, das sich thematisch kaum von den plattdeutschen Veröffentlichungen Kinaus unterscheidet (Sohn wird gegen den Widerstand der Mutter Seefischer wie sein Vater), hat aufgrund der hochsprachlichen Form bei den pädagogischen Stellen eine größere Resonanz erhalten: Es liegen etwa 50 Stellungnahmen der verschiedensten Jugendprüfungsausschüsse vor, die sowohl in regionaler als auch in politisch-weltanschaulicher Hinsicht als repräsentativ gelten können.

Alle Prüfungsgremien (das Spektrum reicht vom St. Michaelisbund bis zum DGB) beurteilen das Buch uneingeschränkt positiv; lediglich Mängel in der Buchausstattung werden in einigen Gutachten angesprochen. Zunächst wird der positive Grundzug gelobt: Der „Evangelische Buchberater“ schreibt, dies sei „so recht ein Buch für heranwachsende Jungen in seiner positiven Lebenseinstellung“<sup>47</sup>. Nach „Praxis der Volksschule“ löst die Schilderung „ein Gefühl der Befriedigung aus, die dem erfüllten Leben gilt“<sup>48</sup>. R. Kinau wollte nach F. ZACCHI „der deutschen Jugend ein Buch der Hoffnung und des Glaubens geben. (. . .) Und so ist diese Erzählung von der See wirklich eine schöne Gabe an die ganze deutsche Jugend, die ja doch dem Leben entgegen fahren will, erst recht in dieser Zeit von Salz und Brot. (. . .) Es ist Saat auf Hoffnung, denn es zeigt einen reinen und guten Weg.“<sup>49</sup>

<sup>46</sup> Deutscher Verband der Gewerbelehrer, *Berufsschuljugend und Buch*, Buchleitstelle, Rezension von *Das Hart vull Freid* (gez. TAMS).

<sup>47</sup> STR., Rezension von *Braune Segel* . . . , Evangelischer Buchberater, H. 3/1955.

<sup>48</sup> (Autor nicht zu ermitteln), Rezension von *Braune Segel* . . . , Praxis der Volksschule, H. 8/1952, S. 384.

<sup>49</sup> F. ZACCHI (s. Anm. 10).

Besonders Kinaus Darstellung des ortsgebundenen Lebens auf Finkenwerder wird als positiver pädagogischer Wert hervorgehoben: „Ein Buch, das sehr wohl angetan ist, allen deutschen Kindern das Wertgefühl für die besonderen Bedingungen eigenen heimatlichen Lebens bewußt zu machen.“<sup>50</sup> Der Rezensent der „Deutschen Berufs- und Fachschule“ schreibt: das Buch „läßt dem Jugendlichen das Wertgefühl der Heimat bewußt werden“<sup>51</sup>.

Bezogen auf das Thema der Buchreihe, die Darstellung der Arbeitswelt für die Jugend, wollen die pädagogischen Institutionen folgende gesellschaftliche Leitvorstellung durch Kinaus Buch propagieren. Das „Amtliche Schulblatt für den Regierungsbezirk Köln“ hebt hervor, die Erzählung bringe „gute Einblicke in das väterliche Verhalten des Schiffsherrn, die kameradschaftliche Zusammenarbeit auf den Schiffen und schöne Bilder aus dem Fischfang“<sup>52</sup>. Im Gutachten der „Pädagogischen Arbeitsstelle Holzminden“ steht: „Das Buch besitzt erzieherische Werte, ohne moralisierend zu sein. Hartes Tagewerk verlangt harte Männer, zuverlässige Kameradschaft, Verantwortungsbewußtsein und ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie es eben auf einem kleinen Fischerboot nicht anders sein kann und darf. (. . .) Keiner der Arbeitskameraden, ob Unternehmer oder Lehrling, kann aus diesem eng umzäunten Arbeitsbetrieb herauspringen. Sie sitzen tatsächlich alle in demselben Boot.“<sup>53</sup> Die der GEW und der DAG nahestehenden Institutionen gehen auf die Darstellung der Arbeitswelt bei Kinau nicht ein. Lediglich die im Jugendfunk des NDR gesendete Besprechung macht auf einen Widerspruch aufmerksam: „Kinau erzählt diese Geschichte, als ereigne sie sich in der heutigen Zeit: man wird nur einmal stutzig, wenn man etwas von den ‘Talern’ liest, denkt dann aber, vielleicht sei das ein Ausdruck in der Seemannssprache. Erst auf den letzten Seiten erfährt der Leser, daß die Erzählung vor 50 Jahren spielt. Der Verlag bemerkt jedoch ausdrücklich in seinem Prospekt, daß die Geschichten ein Bild dieser Welt zeigen wollen.“<sup>54</sup>

<sup>50</sup> W. FLACKE, *Sachlich gesehen*, Jugendschriften-Warte, 4. Jg. Nr. 4 (1. 5. 1952).

<sup>51</sup> (Autor nicht zu ermitteln), Rezension von *Braune Segel . . .*, Die Deutsche Berufs- und Fachschule, H. 4/1955.

<sup>52</sup> Anonym, Rezension von *Braune Segel . . .*, Amtliches Schulblatt f. d. Regierungsbezirk Köln, 18. 7. 1955 (Nr. 13), S. 197.

<sup>53</sup> Pädagogische Arbeitsstätte Holzminden, Rezension von *Braune Segel . . .* (gez. CONRAD).

<sup>54</sup> (Autor nicht mehr zu ermitteln), Rezension von *Braune Segel . . .*, gesendet im NWDR, Jugendfunk, 4. 9. 1952 (Sender Hamb.).

### 5. Schlußfolgerungen

Die literarischen Texte Rudolf Kinaus kennzeichnet ein taktisch persuasiver Sprachgebrauch; Kindheit, Familie, Heimat werden in persuasiven Definitionen verwendet. B. BADURA schreibt: „Um eine persuasive Definition durchführen zu können, müssen Wörter zur Verfügung stehen, die a) allgemein verbreitet sind, b) eine vage deskriptive Bedeutung und c) eine allgemein verbreitete intensive emotive Bedeutung besitzen.“<sup>55</sup> Die zentralen Begriffe Kinaus erfüllen alle diese Merkmale.

Für sich genommen und auf den realen Wortinhalt befragt, erweisen sich diese Begriffe geradezu als inhaltsleer. In der Geschichte *Heimweeh no Heimweeh (Strandgoot)* kehrt Hannis Popp nach Kriegsende nach Hause zurück. Seine Mutter und die heiratsfähigen jungen Mädchen um ihn herum freuen sich alle, daß der Krieg vorbei ist, nur Hannis macht ein trauriges Gesicht: „Hier wür dat nix fôr em, hier paß he noch ne wedder twüschén. – Jo gewiß, wenn he dat wull, he kunn bit öber de Ohrn in 't Glück sitten, kunn allns kriegen, wat he hebben wull.“ Er vermißt das „scheune, stille Heimweeh“, das er immer draußen an der Front hatte und worüber sich alle Soldaten einig waren: „Wenn 't ook weeh deit, – is doch fein!“ Nun ist Hannis aber wieder zu Hause, doch er kann sich nicht freuen. Heimweh, eine zielgerichtete Sehnsucht, ist in dieser Geschichte völlig sinnentleert: Eine Erfüllung dieser Sehnsucht ist unmöglich, im Gegenteil, sie wirkt frustrierend, weil nun auf das schöne Sehnsuchtsgefühl verzichtet werden muß. Damit wird die deskriptive Bedeutung des Wortes Heimweh ad absurdum geführt.

Ähnlich ist eine Weihnachtsgeschichte Kinaus konstruiert: Adelheid Achner hat sieben große Kinder, die in der ganzen Welt verstreut leben. Die Mutter „wünschte sich zwanzig Jahre lang nichts weiter zu Weihnachten als: daß sie noch mal alle wieder am Heiligen Abend bei ihr zu Hause wären! (. . .) Und als es dann doch endlich soweit war, als sie endlich mal wieder alle sieben zugleich mit der Mutter unter dem Tannenbaum saßen, – da war die alte Adelheid Achner ganz benommen und benaut. (. . .) und sagte am nächsten Morgen zu ihrer Nachbarin: ‘Ach ne, – das ist doch auch nicht das rechte. Wenn am Weihnachtsabend keiner fehlt, – dann – dann fehlt da was!’“ (*Weihnachten in Ein fröhlich Herz*).

Die an sich groteske Aussage dieser beiden Geschichten zeigt, daß Kinau z. T. die zentralen Begriffe seiner Geschichten ganz auf die emotive

<sup>55</sup> B. BADURA, *Sprachbarrieren – Zur Soziologie der Kommunikation (problemata)*, Stuttgart Bad Cannstatt 1971, S. 43.

Bedeutung reduziert. Sehnsüchte können so als positiver Wert an sich erscheinen; die Erfüllung dieser Sehnsüchte erscheint dann als sinnlos, ja geradezu störend.

Diese Entleerung solcher Begriffe von ihrem konkreten Wortinhalt ist nicht mit einer Bedeutungslosigkeit der Geschichten Kinaus gleichzusetzen. Durch das synthetische Lesen mehrerer Geschichten wird dem Leser ein undeutlicher Bedeutungskomplex vermittelt, dessen politische Implikationen wir im ideologiekritischen Teil dieser Arbeit aufzeigen wollten.

Auffällig ist, wie wenig Kinau eingeführte Personen charakterisiert. So nennt er z. B. positiv gekennzeichnete Frauen immer nur „groote feine Diern“ und verzichtet auf jeden weiteren Zusatz. Diese – kaum noch Charakterisierung zu nennenden – Textstellen dürfen aber nicht im Sinne rezeptionsästhetischer Konzeptionen als „Leerstellen“ (MUKAROWSKY) oder „Unbestimmtheitsrelation“ (ISER) des Textes interpretiert werden. Tatsächlich läßt sich durch Kontextanalyse mehrerer Kinau-Geschichten genau aufzeigen, welche Voraussetzungen eine groote feine Diern für Kinau erfüllen muß. Im Text hat „groote feine Diern“ lediglich eine positive Signalfunktion; Kinau kann auf jede weiterführende charakterisierende Einführung verzichten, weil seine positive Leitvorstellung von Wesen und Funktion der Frau sich mit den Normen der Mehrzahl seiner Leser deckt.

In einem an Kinau gerichteten Geburtstagsgruß schreibt O. TENNE über die in den Finkenwerder Geschichten dargestellten Personen:

„Du snackst nich veel um jüm rüm, Rudl, bie Di is 'n Schipper eben en Schipper, en Knecht en Knecht, Jungs un Deerns loopt lang den Diek un könt sick lieden, un war 'n Lumpenhund is, de hett keen Utsichten, in Dien Geschichten de Babenhand to kriegen. Ja, so eenfach is dat Leben. So eenfach un klor is dat, as wi sülsen ook klor un eenfach sünd.“<sup>56</sup>

Auch der weitgehende Verzicht auf die deskriptive Bedeutung eines Wortes und die Betonung der emotiven Bedeutung ist ebenfalls nur möglich, wenn diese semantische Interpretation des Wortes für die große Mehrheit einer Gesellschaft verbindlich ist. Hierin ist der wirkliche Grund zu sehen für die von H. H. HOLM bei Lesungen Kinaus beobachtete „stille Übereinstimmung zwischen dem Autor und seinem Publikum“, die „zum Gemeinschaftserlebnis führt“<sup>57</sup>.

<sup>56</sup> O. TENNE, *Leebe Rudl!*, in: Programmheft Richard-Ohnsorg-Theater, Spielzeit 1966/67, Heft 7, S. 3f.

<sup>57</sup> H. H. HOLM, *Vom mündlichen und schriftlichen Erzählen*, Quickborn. Plattdütsch Land und Waterkant 45 (1967) 36.

Gegenüber der Thematik der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur (Frauenromane, Western, Krimis, Science Fiction etc.), die den Leser in eine Traumwelt führt, bleibt Kinau immer bei der Schilderung des Alltags und der Wirklichkeit des Lebens, überhöht diesen Alltag aber durch Humor und idealistische Idyllik. Die Bücher Kinaus erfüllen die Funktion jeglicher Ideologie, „überhöhende Verdoppelung und Rechtfertigung des ohnehin bestehenden Zustandes“<sup>58</sup> zu sein. Kennzeichnender Happy-End Satz vieler Kinau-Geschichten ist: „Un nu is allns wedder in de Reeh.“ Die Welt ist wieder in Ordnung, störende Elemente sind beseitigt, gesellschaftliche Werte und Normen brauchen nicht modifiziert zu werden. R. Kinaus Veröffentlichungen sind einer affirmativen Literatur zuzurechnen: Der Lebensmut, den die Veröffentlichungen Kinaus dem Leser geben, ist nur der Mut, sich in den bestehenden Verhältnissen einzurichten. Durch Beschönigung werden soziale Mißstände ertragbar gemacht, durch Beschwörung einer längst vergangenen Welt wird von gegenwärtigen Problemen abgelenkt.

#### Benutzte Werke von Rudolf Kinau

- Bi uns an'n Diek*, Hamburg 1955  
*Blinkfüer*, Hamburg 1918 (5. u. 6. Tausend)  
*Braune Segel in Sonne und Wind*, Hamburg 1951  
*Dat Hart vull Freid*, Hamburg 1953  
*De beste Freid*, Hamburg 1970  
*Dörte Jessen*, Hamburg 1926  
*Ein fröhlich Herz*, Hamburg 1944 (Sonderdruck für das Oberkommando der Kriegsmarine aus *Kamerad und Kameradin* und *Ein fröhlich Herz*)  
*Fief duppelte Släg*, Hamburg 1956  
*Finkwarder Geschichten*, Flensburg 1953 (Flensburger Ganzschriften)  
*För jeden wat!*, Hamburg 1958  
*Frische Fracht*, Hamburg 1943 (24.–28. Tausend)  
*Hinnik Seebund*, Hamburg o. J. (13.–17. Tausend)  
*Jann Røgenstør*, Hamburg o. J. (1930) (*Uns' Modersprak*, Bd. 6)  
*Kamerad und Kameradin*, Hamburg 1939  
 – Nachkriegsauflage 1960 neu geordnet und durchgesehen, Hamburg 1948  
 – geänderte und vermehrte Auflage, Hamburg 1956  
*Kristoffer Kolumbus*, Hamburg o. J. (1937) (Die Schul- und Jugendbühne), hrg. vom NS-Lehrerbund Gau Hamburg  
*Land in Sicht*, Hamburg 1965  
*Lanterne*, Hamburg o. J. (54–58. Tausend)  
*Langs de Küst*, Hamburg 1968  
*Mattgoot*, Hamburg 1954  
*Mien bunte Tüller*, Hamburg 1948  
*Mien Wihnachtsbook*, Hamburg 1959

<sup>58</sup> Institut für Sozialforschung, Soziologische Exkurse, Frankfurt/M. 1956, 178.

- Mit eegen Oogen*, Hamburg 1957 (Quickborn-Bücher, Bd. 59)  
*Muscheln*, Hamburg o. J. (21.-25. Tausend)  
*Rund un Bunt*, Hamburg 1972  
*Scheune Bries'*, Hamburg 1952  
*Schreiben Schrift*, Hamburg 1929  
*Seelüd „bi Hus“*, Hamburg 1962  
*Seuk Di wat ut*, Hamburg 1973  
*Steernkiekers*, Hamburg o. J. (21.-30 Tausend) (Quickborn-Bücher, Bd. 15)  
*Strandgoot*, Hamburg 1922 (13.-24. Tausend)  
*Sünn in de Seils*, Hamburg 1973 (160. Tausend)  
*Sünnschien un gooden Wind!*, Hamburg 1953  
*Thees Bott dat Woterküken*, Hamburg 1972 (81. Tausend)  
*Trino bett'n Toslag kregen*, Hamburg o. J.  
*Wat för Di!*, Hamburg 1960  
*Wind un Woter*, Hamburg o. J. (1933) (Nordmark-Bücherei, Bd. 5)

## Anhang

### Materialien zum Rezeptionsumfang

Nach Auskunft des Quickborn-Verlages läßt sich die Gesamtauflage aller Bücher R. Kinaus nicht mehr genau ermitteln. Deshalb haben wir hier uns zugängliches Zahlenmaterial zum Rezeptionsumfang zusammengestellt. Für bereitwillige Auskunft danken wir dem Baken- und dem Quickborn-Verlag, beide Hamburg, sowie F. W. Michelsen.

#### I. Die Auflagenhöhe ausgewählter Bücher R. Kinaus

Titel	Jahr der 1. Auflage	heutige Auflagenhöhe	lieferbar
<i>Blinkföör</i>	1918	95 000	—
<i>Thees Bott</i>	1918	81 000	×
<i>Lanterne</i>	1920	48 000	×
<i>Dörte Jessen</i>	1926	42 000	—
<i>Sünn in de Seils</i>	1932	160 000	×
<i>Kamerad und Kameradin</i>	1939	über 1 Mill.	×
<i>Mien bunte Tüller</i>	1948	10 000	—
<i>Braune Segel in Sonne und Wind</i>	1951	48 000	×
<i>Dat Hart vull Freid</i>	1953	51 000	×
<i>Mit eegen Oogen</i>	1957	20 000	×
<i>Sünnschien un gooden Wind</i>	1953	35 000	×
<i>För jeeden wat!</i>	1958	14 000	×
<i>Mien Wihnachtsbook</i>	1959	50 000 <sup>59</sup>	×
<i>De beste Freid</i>	1970	9 000	×
<i>Rund un bunt</i>	1972	9 000	×
<i>Seuk Di wat ut</i>	1973	6 000	×

<sup>59</sup> Nach Auskunft des Verlages soll im Herbst 1974 eine neue Auflage (3000) herauskommen.

## II. Verkaufsstatistik *Dat Hart vull Freid*

*Dat Hart vull Freid*, 1953 zuerst erschienen, liegt in 6. Auflage 1970 (51 000) vor. Der Hauptteil des Buches besteht aus einer Kindheits Erinnerung Kinaus. Rezensionen sind nur wenige erschienen; von dem bei Erscheinen des Buches vom Verlag gemachten Angebot, gegen einen Hinweis auf das Buch einen kostenlosen Abdruck einer Geschichte aus dem Buch zu bringen, machten etwa 20 Zeitungen und Zeitschriften Gebrauch. Die folgende Verkaufsstatistik zeigt den Absatz des Buches von 1964 bis 1973:

1964	302	Expl.	1969	1 697	Expl.
1965	1 401	„	1970	990	„
1966	1 778	„	1971	839	„
1967	921	„	1972	649	„
1968	1 237	„	1973	334	„

## III. Ausleihzahlen der öffentlichen Büchereien

a) 1932 veröffentlichte A. STR. (= A. STREMPER) in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ (26, 1932/33, 5ff.) einen Artikel *Liest man plattdeutsche Bücher*, in dem folgende Ausleihzahlen aus den Nordmarkbüchereien (10 Kleinstädte und Flensburg) genannt werden:

Rudolf Kinau	400	Entleihungen
J. H. Fehrs	250	„
Gorch Fock	200	„
Fritz Reuter	190	„
Wilfried Wroost	100	„
Brinckman	80	„
Fritz Lau	80	„

b) In der „Zentralbücherei der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen“, der größten leicht zugänglichen Bücherei Hamburgs, wurden folgende Entleihungen registriert:

<i>Hinnik Seebund</i> (o. J.)	112	Entleihungen (2 Expl.)
<i>Dörte Jessen</i> (1926)	39	„
<i>Mien bunne Tüller</i> (1948)	131	„
<i>Braune Segel</i> . . . (1951)	8	„
<i>Scheune Bries</i> (1952)	28	„
<i>Dat Hart vull Freid</i> (1953)	103	„ (2 Expl.)
<i>Sünnschien</i> . . . (1953)	78	„
<i>Mattgoot</i> (1954)	26	„
<i>Fief doppelte Släg</i> (1956)	27	„
<i>Kamerad und Kameradin</i> (1960)	22	„
<i>De beste Freid</i> (1970)	5	„

---

## Mitteilung

Auf Wunsch weisen wir darauf hin, daß der XII. Internationale Kongreß für Namensforschung vom 25.–29. August 1975 in Bern (Schweiz) stattfindet. (Red.)